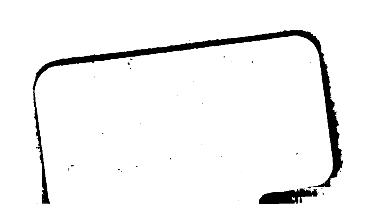

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08158993 3


5478
EX
LIBRIS



Die Stadt des Lebens

1. name Lorenzo
2. Poetry, Italian-Hist [illegible]
[illegible]
3. name ([illegible])
4. name (Lorenzino)
5. name (Bianca)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Isolde Kurz

Gedichte. Vierte und fünfte Auflage. Mit Porträt
In Leinenband M. 4.—

Neue Gedichte Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50

Florentiner Novellen. Dritte Auflage
Inhalt: Die Vermählung der Toten — Die Humanisten — Der heilige Sebastian — Anno Pestis
Geheftet M. 3.50. In Leinenband M. 4.50

Phantasieen und Märchen
Inhalt: Haschisch — Der geborgte Heiligenschein — Sternenmärchen — Die goldenen Träume — König Filz — Vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte
In Leinenband M. 3.—

Italienische Erzählungen
Inhalt: Schuster und Schneider — Mittagsgespenst — Pensa — Die Glücksnummern — Erreichtes Ziel — Ein Rätsel
In Leinenband M. 5.50

Unsere Carlotta. Erzählung
Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

Frutti di Mare. Zwei Erzählungen
Inhalt: Der kleine Schuh — Eine Räubergeschichte
Geheftet M. 2.—. In Leinenband M. 3.—

Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld
Drei Erzählungen Geheftet M. 4.—. In Leinenband M. 5.—

Lebensfluten. Novellen. Erste und zweite Auflage
Inhalt: Den Strom hinunter — Zenobia — Das bist du — Prinz Nika — Das Liebesidyll des Herrn Registrators — Mare — Wie der Pfarrer Mathesius den Verstand verlor — Lore — Schlafen Geheftet M. 3.—. In Leinenband M. 4.—

Die Stadt des Lebens
Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance.
Vierte Auflage. Mit 16 Abbildungen.
Inhalt: Lorenzo il Magnifico — Der mediceische Musenhof — Die Bella Simonetta — Der Brutus der Mediceer — Bianca Cappello Geheftet M. 5.—. In Leinenband M. 6.50

Edgar Kurz

Gedichte
Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz
Geheftet M. 1.50. In Leinenband M. 2.50





1. Cosimo de' Medici (Pater Patriae)

(Nach der zeitgenössischen Medaille)

Die

Stadt des Lebens

Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance

von

Isolde Kurz

Vierte Auflage

Mit 16 Abbildungen



Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Lorenzo Il Magnifico 1

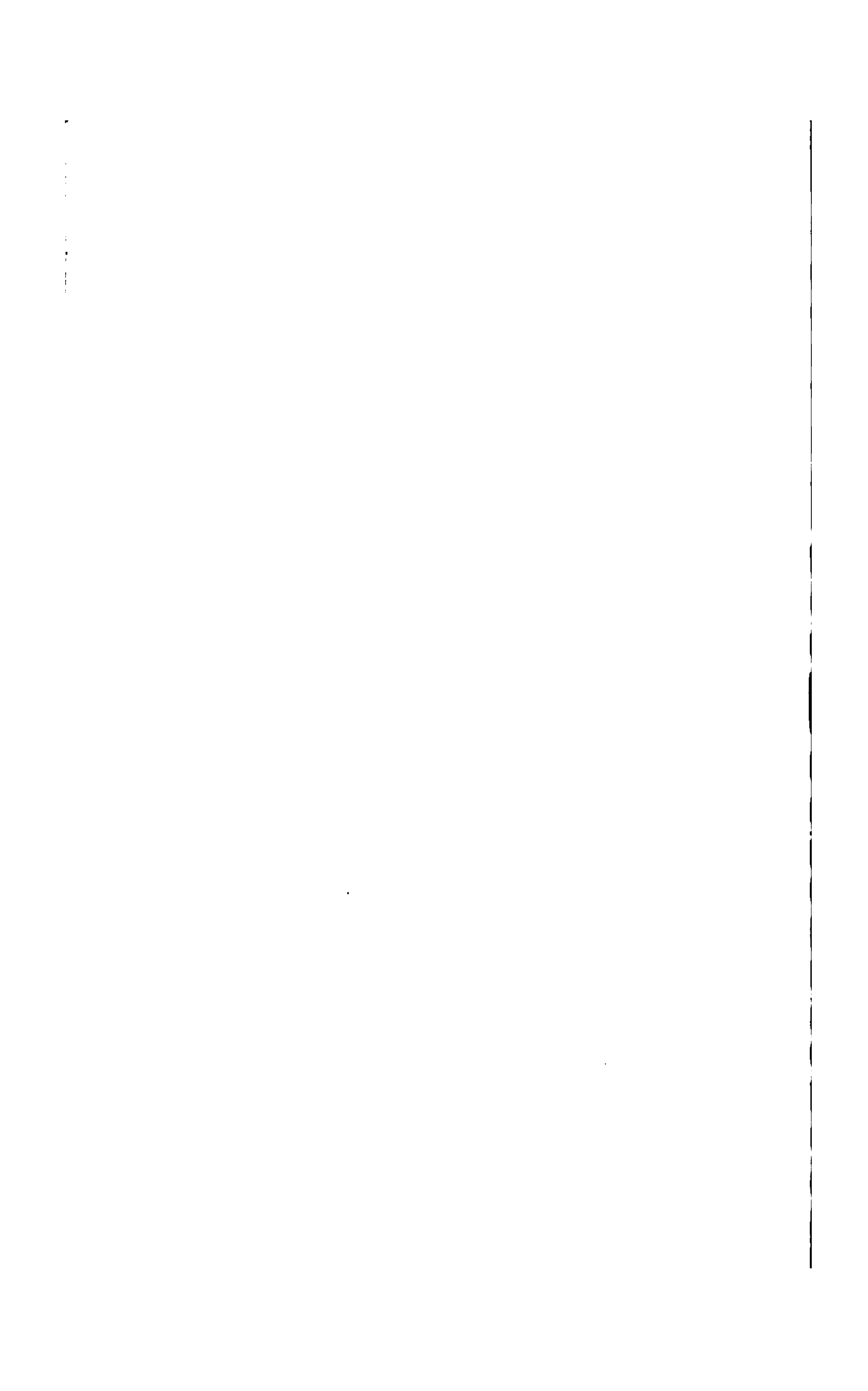
Der mediceische Musenhof 57

Die Bella Simonetta 111

Der Brutus der Mediceer 159

Bianca Cappello 227





Verzeichnis der Abbildungen

1. Cosimo de' Medici (Pater Patriae). Nach der zeitgenössischen Medaille . . . Als Titelbild

Zwischen Seite

2. Lorenzo de' Medici mit Francesco Sassetti, Teilhaber des mediceischen Geschäftshauses. Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in der Capella Sassetti in Santa Trinita zu Florenz 8. 9
3. Fra Girolamo Savonarola. Von Fra Bartolommeo 40. 41
4. Lorenzo de' Medici. Von Vasari . . 48. 49
5. Medaille Lorenzos de' Medici. Von Niccolò Spinelli. Mit Revers, darstellend Florentia im Schatten des Lorbeers . . 56. 57
6. Angelo Poliziano. Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in Santa Trinita 72. 73
7. Luigi Pulci und Matteo Franco. Zwei Porträts aus dem Ghirlandajo-Fresko von Santa Trinita 88. 89
8. Simonetta (?). Handzeichnung des Leonardo da Vinci 112. 113
9. Giuliano de' Medici. Aus der Anbetung der Könige von Botticelli 128. 129

Zwischen Seite

10. La Bella Simonetta. Von Botticelli (?). Aus dem Palazzo Pitti zu Florenz . . 144. 145

11. Simonetta. Aus dem Fresko des Ghirlandajo in der Capella Vespucci in Ognissanti zu Florenz 152. 153

12. Alessandro de' Medici. Von Angiolo Bronzino 168. 169

13. Cardinal Ippolito de' Medici. Von Tizian 184. 185

14. Cosimo I. de' Medici. Von Angiolo Bronzino 208. 209

15. Bianca Cappello. Von Angiolo Bronzino 240. 241

16. Bianca Cappello. Von Angiolo Bronzino 272. 273



Lorenzo Il Magnifico

Bisweilen gefällt es der Natur, ihre eigenen Grenzen zu erweitern und eine einzelne Persönlichkeit mit so überschwenglichen Gaben auszustatten, daß alle Kräfte ihres Zeitalters in ihr versammelt erscheinen. Einer dieser Hochbegünstigten war Lorenzo de' Medici, genannt il Magnifico. Beiläufig sei hier bemerkt, daß dieser Zuname erst von der Nachwelt auf Lorenzos Hochsinn, Prachtliebe und königliche Freigebigkeit bezogen wurde, ursprünglich war Magnifizenz die Anrede an das nicht gefürstete Staatsoberhaupt, die schon den Vorgängern Lorenzos zukam.

Es ist bekannt, aus welch bescheidenen Anfängen die Familie Medici zu ihrer beispiellosen Größe emporgestiegen ist. Sie waren bürgerlicher Abstammung, ursprünglich Aerzte und Apotheker, wie der Name besagt; die goldenen Kugeln (Palle) ihres Wappens, wonach ihre Anhänger die Pallesken hießen, werden als Arzneipillen gedeutet. Im Handel reich geworden, traten sie bei dem Emporkommen der unteren Klassen mit wachsen-

dem Ansehen und mit immer bedeutenderen persönlichen Zügen in den Vordergrund.

Goethes Wort, daß eine Familie nicht gleich das Vollkommene im Guten oder Bösen hervorbringt, sondern erst durch eine Reihe gesteigerter Persönlichkeiten hindurchgehen muß, um endlich „die Wonne“ oder „das Entsetzen der Welt“ zu erzeugen, bewährt sich nirgends so augenfällig, wie an dem Geschlechte der Medici.

Der Stammvater des Hauses, Giovanni di Averardo dei Medici, gemeinhin Giovanni di Bicci genannt, war noch völlig Privatmann, ein reicher Großhändler und Bankier, durch dessen Hände alle Geldgeschäfte Italiens gingen, vom größten Einfluß im Staate, ohne sich vorzudrängen, ein Freund des Volks, ein Vermittler und Wohltäter. Im großen Gang der Uffizien zu Florenz ist sein Bildnis aufgehängt: ein ernstes eckiges Bauerngesicht mit dem Ausdruck von Klugheit und zugleich von Redlichkeit. Hätte er in Bankos Zauberspiegel die Reihe seiner glorreichen Nachkommen vorüberziehen sehen, er würde die Fundamente, auf denen die künftige Größe des Hauses sich erheben sollte, nicht umsichtiger und dauerhafter haben ausmauern können. So sammelt die Arbeitsbiene aus Naturtrieb das Wachs und baut die Zelle für die königs

liche Puppe, deren Ausschlüpfen sie selbst nicht mehr erleben soll. In dem warmen Interesse für die Fortschritte der Kunst, die er durch seine reichen Mittel unterstützte, tritt schon der Familienzug hervor, der den unsterblichen Ruhm der Mediceer begründet hat.

In Cosimo wiederholen sich die Eigenschaften des Vaters, aber ins Großartige gesteigert und schon von dem bürgerlichen Hintergrunde abgelöst. Er spann ein Netz von Banken über die ganze abendländische Welt, die er von Florenz aus mit der Sicherheit eines heutigen Börsenkönigs, dem der elektrische Funke dienstbar ist, leitete. Durch Vorschüsse, die er nie zurückverlangte, machte er einen großen Teil seiner Mitbürger zu heimlichen Klienten der Medici. Die florentinischen Zustände waren derart, daß ein Mann von Cosimos Bedeutung seiner Existenz nicht sicher war, wenn er nicht die Hand am Steuer hatte. Cosimo brachte seine Anhänger in den Regierungspalast und ließ durch sie Gesetze geben. Nach Sturz und Verbannung kehrte er noch mächtiger zurück, denn Florenz hatte eingesehen, daß es seiner nicht mehr entraten konnte. Er wurde öffentlich mit dem Ehrentitel eines Pater patriae begrüßt und übte bis zu seinem Tode eine fast unumschränkte Gewalt. Doch

wahrte er sein Leben lang ängstlich den Schein des Privatmanns und vermied in seinem Auftreten alles, was das Gleichheitsgefühl seiner Mitbürger verletzen konnte. Von seinem ungeheuren Vermögen macht man sich einen Begriff, wenn man hört, daß Cosimo, als Venedig und Neapel gegen Florenz rüsteten, die feindlichen Staaten lahmlegte, indem er seine dort kursierenden Gelder zurückzog und so durch eine einfache merkantile Maßregel den Frieden erzwang.

Obgleich durch und durch Kaufmann und ganz in weitblickenden Unternehmungen lebend, hatte er doch die geistigen Güter als die höchsten erkannt und legte den Grund zu der berühmten mediceischen Kunst- und Büchersammlung. Selber ungelehrt, fand er im Umgang mit Gelehrten und Künstlern seine glücklichsten Stunden. Durch Begründung der „Platonischen Akademie" gab er kräftigen Anstoß zur Belebung der klassischen Studien, die, Hand in Hand mit den Künsten gehend, dem ganzen Jahrhundert seine wundersame Doppelphysiognomie von Gelehrtentum und jugendfrischer Schöpferkraft aufgeprägt haben.

Cosimo stärkte jedes Talent und förderte jede Kunst, doch entsprach seiner gebietenden Persönlichkeit am meisten die Architektur, die Lieblingskunst der Herrscher, die sich vor allen anderen

im Raume behauptet und die den Triumph des Willens und Geistes über die Masse darstellt. Mit Brunellesco und Michelozzo, den beiden großen Baumeistern seiner Tage, lebte er in naher persönlicher Freundschaft, und ein großer Teil der herrlichsten Bauten in und außerhalb Florenz ist eine Schöpfung Cosimos; auch ins Ausland, bis Paris, ja bis Jerusalem erstreckte sich seine Baulust. Der kolossale Aufwand, den er dafür machte, erregte seines noch großartigeren Enkels Lorenzo staunende Billigung.

Aber erst in diesem Enkel erscheint die Absicht der Natur erreicht und die Höhe erklommen.

Seine Vorgänger hatten sich mit zähen Wurzeln in dem heimischen Boden festgesaugt, nun kam Lorenzo und breitete tausend Aeste aus, auf denen sich die ganze Frühlingspracht der Renaissance mit ihrem berauschendsten Blumenduft und Vogelgeschmetter entfalten konnte.

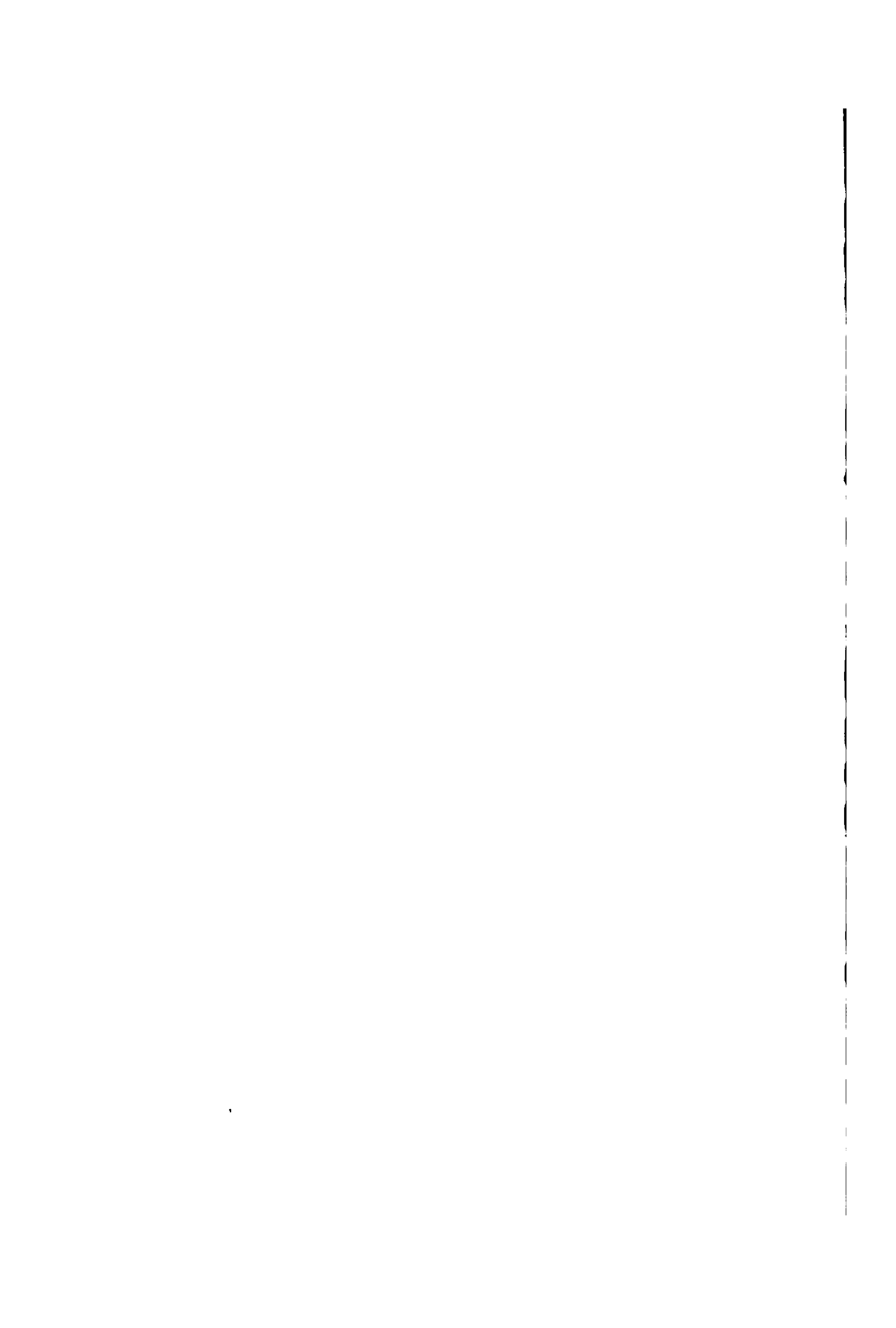
Er wurde am 1. Januar 1449 als Sohn des tüchtigen, aber durch körperliche Gebrechen hintangehaltenen Piero de' Medici und der geistvollen Lucrezia Tornabuoni geboren. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, die ihn zum Gebildetsten unter den damals hochgebildeten Herrschern Italiens machte. Zugleich wurde er früh auf die Regentenlaufbahn vorbereitet und erwarb sich

in den Geschäften des Hauses und des Staates den sicheren Weltblick und die praktische Erfahrung. Die Gefährlichkeit des Lebens und die hohe Verantwortung, zu der jene außerordentlichen Menschen herangezogen wurden, kürzten die Kindheit ab, und so ist es nicht auffallend, daß Lorenzo schon mit siebzehn Jahren als Abgesandter seines Vaters beim Papste und anderen Souveränen die Interessen der Republik vertrat.

Auch an körperlichen Vorzügen fehlte es ihm nicht ganz. Er war über Mittelgröße, geschmeidig und kräftig, in den Waffen gewandt, ein ausgezeichneter Reiter und geschickter Jäger. Dagegen hatte er eine unschöne Gesichtsbildung und auffallend dunkle Hautfarbe, welch letztere indes kaum für einen Fehler galt; sagt er doch selbst in seinem Corinto: un uom che non è brun che vale? Auch über die Kurzsichtigkeit, die Leo X. von ihm erbte, wußte er sich zu trösten, wenigstens trumpfte er den sienesischen Gesandten, der ihm gegenüber bedauerte, daß die florentinische Luft den Augen schade, durch die Antwort ab, daß sie dennoch der sienesischen vorzuziehen sei, weil diese das Hirn schwäche. Seine Bildnisse werden ihm zum größten Teile nicht gerecht, nur ein in der Kirche Santa Trinita befindliches Fresko von Domenico Ghirlandajo gibt den Zauber wieder,



2. Lorenzo de' Medici mit Francesco Sassetti,
Teilhaber des mediceischen Geschäftshauses
Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in der Capella
Sassetti in Santa Trinita zu Florenz
(A. Warburg: Bildniskunst und florentinisches Bürgertum)



den nach dem Zeugnis aller, die ihn kannten, Lorenzos unmittelbare Gegenwart ausströmte. Auf diesem Bilde ist die charakteristische geistreiche Häßlichkeit seines Gesichts von solcher Majestät und geistigen Anmut durchleuchtet, daß selbst die Versicherung eines seiner Dichtergenossen: bello è Lorenzo nicht mehr als absurde Schmeichelei erscheint. Ohnehin wurde durch die damalige Erziehung, die der äußeren Erscheinung so vorteilhaft war, jeder Vorzug gehoben und jeder Mangel gemildert.

Nach dem Tode Pieros trat er als Einundzwanzigjähriger die Regierung an, ohne fürstliche Auszeichnung, doch als geborener Fürst und Herrscher. Wer auf seine Jugend gerechnet hatte, um durch ihn zu regieren, sah sich in der Erwartung getäuscht, denn Lorenzo nahm die Zügel fest in eigene Hände. Schon bei Pieros Lebzeiten hatte er Proben seiner Entschlossenheit gegeben, als er einen Handstreich der Gegenpartei, die auf den Untergang seiner Familie abzielte, durch rasches Eingreifen vereitelte. Unähnlich seinem Vater und Großvater, die sich vor allem bestrebt hatten, den Neid zu entwaffnen, trat er überall mit seiner Person in den Vordergrund, und während er dem Namen nach nur der erste Bürger von Florenz war, verkehrte er

auf gleichem Fuße mit den Potentaten Europas. Die fremden Fürstlichkeiten, die er als seine Gäste empfing, staunten über den Luxus edelster Art, über die unermeßlichen Schätze an Statuen, Gemälden, Vasen, Gemmen, Mosaiken, Miniaturen, Manuskripten, den Resten antiker Kunst, durch viele Jahre mit ungeheuren Kosten gesammelt, und den Werken der großen zeitgenössischen Meister, mit denen der mediceische Palast in der Via larga (heutigen Via Cavour) angefüllt war. Daneben schmeichelte er dem Schönheits- und Prachtsinn seiner Mitbürger durch Feste, Turniere und öffentliche Schaustellungen, deren Schilderungen wie die Märchen aus Tausend und Einer Nacht anmuten.

Neben ihm stand Giuliano, sein um fünf Jahre jüngerer Bruder, mit dem ihn herzliche Neigung verband und der, wenn er sich an Vielseitigkeit der Begabung nicht mit Lorenzo messen konnte, ihn dagegen an Glanz der Erscheinung und an körperlichen Fertigkeiten übertraf. Was in Florenz durch Bildung und Geist, was durch Rang und Reichtum glänzte, sammelte sich um das mediceische Brüderpaar als um den natürlichen Mittelpunkt. Ohne die alten republikanischen Formen anzutasten, nur durch leise Umgestaltung im Innern zog Lorenzo die verwickelten Fäden

der Verwaltung in wenige ihm ganz ergebene Hände zusammen und machte das ganze Staatsleben von seiner Person abhängig.

Solche Machtstellung, wie sie nie ein florentinischer Bürger besessen hatte, erregte Groll und Neid. Man beschuldigte ihn, daß er der Tyrannis zustrebe; schon seine Heirat mit der Römerin Clarice Orsini aus dem mächtigen Baronengeschlecht hatte Anstoß gegeben. Lorenzo mußte sich vorsehen, und indem er sich auf die niederen Klassen stützte, drückte er die großen Geschlechter, von denen ihm Gefahr drohte, zur völligen Einflußlosigkeit herab. Seine Anhänger überhäufte er mit Wohltaten und Auszeichnungen, indem er zugleich dafür sorgte, daß ihm keiner über den Kopf wuchs. Den Ehrgeiz demütigte er durch geflissentliche Zurücksetzung und steigerte so die Unzufriedenheit, die in ihrem Schoß eine furchtbare Katastrophe zeitigte.

Unter den reichen Familien, die von alters her mit den Medici an Macht und Ansehen rivalisierten, war die der Pazzi eine der hervorragendsten. Der alte Menschenkenner Cosimo hatte den drohenden Konflikt vorausgesehen und ihn zu verhüten gesucht, indem er seine Enkelin Bianca, Lorenzos Schwester, mit Guglielmo de' Pazzi vermählte. Aber dieses Band war nicht

stark genug, die Interessen der beiden Familien fest zu verknüpfen. Lorenzo verkehrte zwar mit Guglielmo und dessen Brüdern ganz auf verwandtschaftlichem Fuße, aber er gönnte ihnen keinen Anteil an den Staatsgeschäften, zu denen sich jeder vornehme Florentiner durch die Geburt berufen glaubte. Die Pazzi zahlten ihm mit gleicher Münze zurück und durchkreuzten, wo sie konnten, seine politischen Pläne. Vergeblich redete Giuliano, der die rechtlichere und versöhnlichere Gemütsart des Vaters geerbt hatte, zum Guten, Lorenzo goß nur Oel ins Feuer, indem er ein ungerechtes Erbschaftsgesetz durchgehen ließ, das die Pazzi um ein großes ihnen zufallendes Vermögen verkürzte.

Guglielmos Bruder, der ehrgeizige und heißblütige Francesco de' Pazzi, hielt sich infolge dieser ihm unleidlichen Verhältnisse von der Vaterstadt ferne und trat in Rom, wo er das große Zweiggeschäft der pazzi'schen Bank leitete, in nahe Beziehungen zu dem päpstlichen Nepoten, dem Grafen Riario. Dieser, durch den Papst mit den Herrschaften von Imola und Forlì beschenkt, hegte seit langem Grenzerweiterungsgelüste, sah sich aber durch Lorenzos politisches Gleichgewichtssystem auf allen Seiten im Schach gehalten. Deshalb sann er darauf, die Herrschaft der

Medici in Florenz zu stürzen, und fand an Francesco de' Pazzi einen willigen Helfer. Ihnen schloß sich ein anderer erbitterter Gegner Lorenzos an, Francesco Salviati, der vom Papste gegen den Willen der Florentiner zum Erzbischof von Pisa ernannt, aber von diesen drei Jahre lang an der Ausübung seines Amtes verhindert worden war. Auch er saß grollend in Rom und wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich an Lorenzo, in dem er die Verkörperung der florentinischen Politik erblickte, zu rächen.

Zunächst galt es, sich der Zustimmung des Papstes zu dem Attentat zu versichern. Dem turbulenten Sixtus IV., der immer bemüht war, aus den kleinen schutzlosen Staaten der Romagna unabhängige Fürstentümer für seine Nepoten zurechtzuschneiden, konnte ein Nachbar wie Lorenzo nicht behagen, dessen Vorsicht ihm allenthalben Riegel vorschob. Persönliche Zerwürfnisse waren noch in den letzten Jahren hinzugetreten und hatten den Papst, der anfangs ein Gönner der Medici gewesen, so gegen Lorenzo in Harnisch gebracht, daß Graf Riario leichtes Spiel mit ihm hatte. Augenscheinlich hoffte man nach Beseitigung Lorenzos sich vermittelst der Pazzi der florentinischen Republik zu bemächtigen und von da aus halb Italien zu unterwerfen. König Ferrante von

Neapel scheint gleichfalls um den Plan gewußt zu haben und hätte vermutlich, falls er gelang, die andere Hälfte Italiens an sich gerissen.

Der Hauptmann Giovanbattista da Montesecco, päpstlicher Kondottiere und dem Grafen völlig ergeben, wurde ins Vertrauen gezogen und ihm die Ausführung des Handstreichs übertragen. Dieser, ein ruhiger und wohlgesinnter Mann, erhob Bedenken, aber Graf Riario wußte ihm Lorenzo als einen gefährlichen Feind des Papsttums hinzustellen, durch dessen Ränke er selbst an Besitz und Leben bedroht sei. Francesco de' Pazzi und der Erzbischof versicherten ihm überdies, das Regiment der Medici sei in Florenz verhaßt und ihr eigener Anhang dort so mächtig, daß die ganze Stadt mit Jubel beistimmen werde, wenn der Streich gefallen sei.

Um das Gewissen des Bedenklichen vollends zu beschwichtigen, führten ihn der Graf und der Erzbischof zu den Füßen des heiligen Vaters, und nun spielte sich im Vatikan eine Szene ab, bei der das Haupt der Christenheit eine sehr fragwürdige Rolle spielte. Der Papst wollte die Vollstreckung der Tat, wünschte aber zugleich den Schein zu retten. Deshalb forderte er zwar von dem Hauptmann die Beseitigung der Brüder Medici, stellte aber zugleich im Hinweis auf sein heiliges Amt

die Bedingung, daß kein Blut vergossen werden dürfe, und als man ihm entgegenhielt, daß das eine nicht ohne das andere möglich sei, fuhr er zornig auf und wiederholte nur immer den Befehl zusamt der Klausel, so den Vollstreckern die Verantwortung für den Ausgang überlassend. Die Verschworenen, die den Wink verstanden, versprachen ihr Bestes zu tun und nahmen das Steuer nun in eigene Hände.

Daß Lorenzo nicht der Mann war, sich lebend die Gewalt entreißen zu lassen, lag auf der Hand, und sein Tod war sonach von Anfang an eine beschlossene Sache. Aber auch in dem jüngeren Bruder, so sehr er freiwillig hinter Lorenzo zurücktrat, lebte der starke Geist seines Hauses, außerdem war er besonders beliebt, und man durfte erwarten, daß bei Lorenzos Tode das Volk sich alsbald um Giuliano als seinen Erben und Nachfolger scharen würde. Also kamen die Verschworenen beim Fortgang ihrer Beratungen zu dem Schluß, daß auch Giuliano fallen müsse.

Die Brüder zu treffen, schien ihnen nicht schwer, da beide gewohnt waren, unbegleitet und arglos unter ihren Mitbürgern umherzugehen. Aber der zu erwartende Aufruhr im Volke machte militärische Unterstützung nötig, deshalb sollte Montesecco nebst zwei anderen päpstlichen Kon-

dottieren eine ansehnliche Truppenmacht an den Grenzen der Romagna zusammenziehen, um auf den ersten Wink Florenz von drei Seiten überfallen zu können.

Diese Bewegungen zu maskieren und die militärischen Dispositionen in der Stadt vorzubereiten, begab sich Montesecco im April des Jahres 1478 nach Florenz. Ein Auftrag des Grafen führte ihn in die persönliche Gegenwart Lorenzos, mit dem er auf dessen Villa Cafaggiolo über einen simulierten Kriegszug in der Romagna unterhandeln sollte. Der wahre Zweck war, Ort und Persönlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Lorenzo, der sonst so Scharfblickende, ließ sich völlig täuschen, und mit einer Courtoisie, die den Abgesandten überraschte, stellte er aufs entgegenkommendste dem Grafen Riario seine Dienste zur Verfügung. Montesecco konnte in dem Manne, der ihn so wohlwollend empfing, den feindseligen Ränkeschmied, der ihm geschildert worden war, nicht erkennen, und Lorenzos leutselige Umgangsformen, sein persönlicher Zauber, dem sich niemand entzog, machten einen so tiefen Eindruck auf den ehrlichen Kriegsmann, daß er fortan, wie es scheint, nur noch mit halbem Herzen bei der Sache war und ungern die weitere Verständigung unter den Verschworenen vermittelte.

Gleichzeitig war Francesco de' Pazzi nach Florenz gereist, um seinen Oheim Messer Jacopo, das Haupt der Familie, für den Plan zu gewinnen. Der alte Herr hatte sich anfangs entschieden ablehnend verhalten und sträubte sich auch jetzt noch lange; erst als ihm durch Montesecco bestätigt wurde, daß der Papst selber hinter der Verschwörung stand, stieg auch ihm der Taumel zu Kopfe, und er ließ sich in einen Anschlag verstricken, in dem für seine grauen Haare wenig Ehre zu holen war. Sein Beitritt zog den Rest der Familie Pazzi mit dem ganzen Anhang nach, ausgenommen Renato de' Pazzi, einen stillen Gelehrten, der das Attentat mißbilligte, und Guglielmo, Lorenzos Schwager, der gar nicht eingeweiht wurde.

Mittlerweile tauschte Graf Riario mit Lorenzo freundschaftliche Briefe und suchte ihn durch die Aussicht auf eine Versöhnung mit dem Papste nach Rom zu locken. Dort hätte er leichter mit ihm aufgeräumt, und die Mitverschworenen hätten freie Hand bekommen, sich in Florenz Giulianos zu entledigen. Aber Lorenzo zögerte zu kommen, und im nutzlosen Warten verstrich die Zeit. Schon wurde der Papst ungeduldig und klagte, sich mit eitlen Schwätzern eingelassen zu haben. Lange durfte nicht mehr zugesehen werden, denn

die Verschwörung hatte unterdessen eine so große Ausdehnung angenommen, daß das Geheimnis nicht mehr sicher war, und ebensowenig konnte man erwarten, daß sich Lorenzo auf die Länge über die Rüstungen an der Grenze werde Sand in die Augen streuen lassen.

Endlich schien die Gelegenheit günstig. Der Papst hatte einem sechzehnjährigen Neffen des Grafen Riario, der in Pisa studierte, den Purpur verliehen. Diesen, der den Befehl hatte, sich ganz von dem Erzbischof leiten zu lassen, holten die Verschworenen pomphaft nach Florenz und quartierten ihn in Messer Jacopos Landsitz auf Montughi, einem vor der Stadt gelegenen Hügel, ein. In seinem glänzenden Gefolge konnten sie ihre Leute und ihre Anstalten bergen; außerdem mußte der Gast, der als Kardinal und als päpstlicher Nepote Anspruch auf Beachtung hatte, den Verkehr mit dem Hause Medici vermitteln.

Die Brüder luden ihn gleich zu einem festlichen Empfang auf ihre Villa bei Fiesole, und dort sollte der Verabredung gemäß der Streich fallen, aber Giuliano, durch Unwohlsein verhindert, hielt sich ferne. So fiel der Anschlag ins Wasser, denn die Verschworenen wagten nicht, die Brüder gesondert anzugreifen, sie glaubten

nur sicher zu gehen, wenn sie beide an einem Ort und in einer Stunde treffen konnten.

Nun wurde der 26. April als der Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest zur Ausführung anberaumt. Der Kardinal, ein willenloses Werkzeug, mußte den Brüdern ankündigen, daß er sie an diesem Tage in der Stadt besuchen und im Dom die Messe hören werde.

Im Palazzo Medici wurde zu einem großen Festmahl gerüstet, das die glänzendste Gesellschaft von Florenz vereinigen sollte. Diesmal hofften die Verschwörer bestimmt, sich beider Brüder auf einmal zu versichern, und demgemäß wurden die Rollen ausgeteilt: Montesecco sollte den Streich gegen Lorenzo führen, der kräftigere Giuliano wurde Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini, einem ruinierten Lebemann, der sich mit Leib und Seele den Pazzi verschworen hatte, zugeteilt, während der Erzbischof den Regierungspalast mit Bewaffneten überfallen und Jacopo de' Pazzi mit den Seinigen durch die Straßen sprengen sollte, um das Volk zur Freiheit aufzurufen.

Aber es war, als ob ein Vorgefühl den arglosen Giuliano in diesen Tagen begleite. Als alles zum Schlage bereit war, ließ er sein Erscheinen bei Tafel absagen mit der Entschuldigung, daß er unpäßlich sei; in der

Kirche jedoch beim Hochamt hoffe er nicht zu fehlen.

Die Nachricht, die Francesco am Vorabend den Verschworenen überbrachte, änderte abermals den ganzen Plan. Man saß noch tief in der Nacht beisammen und ratschlagte. Statt beim Gastmahl sollten die Brüder nun in der Kirche fallen, und der hochheilige Moment der Wandlung*) wurde zum Signal gewählt. Diesen Anlaß ergriff Montesecco, um sich zurückzuziehen: er war, seit er Lorenzo persönlich kennen gelernt hatte, ohnehin nur noch mit halbem Herzen bei der Sache; als er nun zum Verrat noch die Tempelschändung fügen sollte, ward ihm des Greuels zuviel, und er verweigerte seinen Arm. Zwei Priester traten an seine Stelle: Antonio Maffei aus Volterra und Stefano da Bagnona, der letztere ein Hauslehrer der Pazzi. Diese waren der Kirchenluft gewohnt und „deshalb", wie die alten Berichte sagen, „ohne Scheu vor dem Heiligen", aber sie hatten keine Uebung im Waffenhandwerk, und der Rollenwechsel kam den Verschworenen teuer zu stehen.

Schon hatte Lorenzo den Kardinal an seinen Platz im Chor der Kirche unter der Kuppel Brunellescos geleitet, und das Hochamt begann,

*) Siehe Anmerkung auf S. 21—22.

als die Mörder sich nach Giuliano umsahen. Abermals scheint den Unglücklichen sein guter Genius gewarnt zu haben: er war auch von der Messe weggeblieben. Da machten Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini sich nach dem Palazzo Medici auf, um ihn zu holen. Unter freundschaftlich-dringlichen Bitten und Neckereien nahmen sie ihn in ihre Mitte und unterhielten ihn eifrig den ganzen Weg. Francesco, die Rechte der Verwandtschaft benützend, umschlang ihn mit den Armen, um zu untersuchen, ob er keinen Panzer unter dem Wams trage. Giuliano, der sich noch immer unpäßlich fühlte, war gänzlich unbewehrt, selbst den Dolch, den er sonst bei sich zu tragen pflegte, hatte er zu Hause gelassen, so fern lag ihm der Gedanke an Gefahr.

Beide Brüder standen getrennt in der menschenüberfüllten, musikdurchrauschten Kirche; in dem Gedränge konnten die Mörder sich dicht an ihrer Seite halten. Das Glöcklein klingelte, der Priester erhob den Kelch*), die Medici mit allem

*) Diese Darstellung rührt von Angelo Poliziano, dem glühenden Verehrer der Medici, der selber zugegen war, her; nach anderen unberühmten Augenzeugen wäre der Streich erst am Schluß der Messe bei den Worten Ite, missa est gefallen. Die Behauptung ist nicht völlig abzuweisen, daß pallesker Uebereifer die

Volke beugten sich tief, da fuhr Bernardo Bandinis Schwert Giuliano in die Brust. Der Getroffene machte noch einen Schritt und stürzte dann zu Boden. Nun versetzte Francesco de' Pazzi dem Gefallenen Stoß auf Stoß mit solcher Wut, daß er sich selbst mit dem Dolche tief in den Schenkel traf.

Gleichzeitig wehrte sich Lorenzo gegen die beiden Priester, die dem Blutgeschäfte nicht gewachsen waren. Antonio Maffei hatte ihn mit der einen Hand an der Schulter gefaßt, um mit der anderen sicher zu treffen, als Lorenzo blitzschnell auffahrend seinen Mantel abriß, womit er den linken Arm umwand und die Stöße parierte, während er mit der Rechten den Dolch schwang. So schlug er sich durch seine Angreifer durch und suchte am Altar vorbei durch den Chor die Neue Sakristei zu erreichen. Da sah ihn Bandini, und mit dem Schwert, das noch vom Blut Giulianos troff, wollte er sich auf Lorenzo stürzen, aber Francesco Nori, ein Freund der Medici, sprang dazwischen und empfing statt seiner den tödlichen Streich. Unterdessen wurde Lorenzo von seinen

---

Sache der Pazzi noch habe schwärzen wollen durch den Vorwurf, im feierlichsten Augenblick angesichts des Allerheiligsten den wehrlos ins Gebet Versunkenen getroffen zu haben.

Freunden umringt und in die Sakristei gerissen. Der Dichter Angelo Poliziano schlug die feste bronzene Türe vor den Verfolgern zu, die, von Piero de' Medici einst gestiftet, jetzt dem Sohn das Leben rettete. Lorenzo blutete aus einer leichten Halswunde, die von einem der Anwesenden aus Furcht, daß sie vergiftet sei, ausgesogen wurde.

Ein ungeheurer Lärm füllte das Gotteshaus, man sah Bewaffnete dahin und dorthin rennen, aber nur die Zunächststehenden wußten, was geschehen war. Draußen glaubte man, Brunelleschos Riesenkuppel wanke. Innen war alles Geschrei und Verwirrung, die Verschworenen flohen, Guglielmo de' Pazzi versicherte laut jammernd, daß er unschuldig sei, der Kardinal Riario klammerte sich leichenfahl am Altare fest und konnte nur mit Mühe von den Priestern nach der Alten Sakristei geflüchtet werden; er soll nach jenem Schreckenstag nie wieder die natürliche Gesichtsfarbe zurückerhalten haben.

Sobald aber die Bluttat bekannt wurde, griff die ganze Stadt zu den Waffen, die Freunde der Medici drangen geschlossen in die Kirche und holten Lorenzo aus der Sakristei nach seiner Wohnung. Erst dort erfuhr er seines Bruders Tod; man hatte ihn in einem weiten Bogen

an dem blutüberströmten Leichnam vorbeigeführt.

Unterdessen war auch die zweite Hälfte des frevlerischen Anschlags gescheitert.

Der Erzbischof hatte sich unter der Domtüre von Lorenzo verabschiedet und war dann mit einer starken Begleitung nach dem Regierungspalast geeilt, wo die Signoria eben bei der Tafel saß. Einen Teil seiner Leute ließ er unten, mit der Weisung, beim ersten Lärm das Tor zu besetzen, die anderen nahm er mit in den Palast und hieß sie in einem Nebengelaß warten, während er selbst zu der geforderten Unterredung bei dem Gonfaloniere eingeführt wurde. Aber die Aufregung und das seltsame Betragen des Bischofs, der etwas Verwirrtes von einem päpstlichen Auftrag an die Signoria daher redete und dabei unruhig nach der Tür blickte, als ob er jemand erwartete, machten den Gonfaloniere stutzig. Er eilte rasch zum Ausgang, da stieß er auf einen der Verschworenen, der eben herein wollte, warf diesen an den Haaren zu Boden und rief die Wache zusammen. Die im Nebenzimmer versteckten Begleiter wollten herausbrechen, allein sie saßen in einer Falle fest, denn die Tür, die hinter ihnen zugeschlagen war, hatte ein Geheimschloß, das nur die Beamten zu öffnen verstanden. Sie wur-

den samt dem Erzbischof, der zu entfliehen versuchte, festgenommen, und da die außen stationierte Mannschaft in den Palast eindrang, verteidigte die Signoria das obere Stockwerk mit Steinen und was ihnen zur Hand kam; selbst das Küchengeschirr mußte als Waffe dienen.

Francesco de' Pazzi hatte sich mit seiner schweren selbst geschlagenen Wunde nach Hause geschleppt und versuchte noch, zu Pferde zu steigen, um den Aufruhr in der Stadt zu leiten. Doch er war so erschöpft vom Blutverlust, daß er sich entkleidet aufs Bett werfen mußte. Statt seiner eilte der alte Messer Jacopo mit etwa hundert Mann auf die Piazza, um dem Erzbischof zu Hilfe zu kommen. Aber die Sache der Pazzi war schon verloren. Als er das Volk zur Befreiung von der mediceischen Herrschaft aufrufen wollte, wurde er mit Steinwürfen und mit dem Ruf: Palle! Palle! Nieder mit den Verrätern! empfangen. In allen Straßen rottete sich die Menge zusammen; das kleine Häuflein, das den Palast berannte, mußte weichen, und viele wurden auf der Flucht erschlagen.

Jetzt erfuhr die Signoria Giulianos Tod und Lorenzos Verwundung, und nun gab es auch drinnen keine Schonung mehr. Man hieb die Gefangenen und wessen man sonst von den

Eindringlingen habhaft wurde, nieder oder stürzte sie durch die Fenster auf die Piazza hinab. Der Erzbischof mit seinem Bruder und anderen Häuptern der Verschwörung wurde an den hohen Fenstern des Palastes aufgeknüpft; man ließ ihm nicht einmal Zeit, sich des geistlichen Ornats zu entkleiden. Gleichzeitig erlitt Francesco de' Pazzi, den man nackt aus dem Bette gerissen und unter dem Wutgeschrei des Volks nach dem Palast geführt hatte, an der Seite des Erzbischofs dieselbe Strafe. Auf alle Schmähungen, mit denen er überhäuft wurde, antwortete er nur durch finstere Blicke und tiefe Seufzer, und der wilde Trotz verließ ihn auch im Tode nicht. Von dem Erzbischof wird erzählt, daß er im Augenblick des Sterbens sich wütend mit den Zähnen in Francescos nackte Brust verbissen habe.

Draußen hatte unterdessen die Volksjustiz ihr grausiges Werk begonnen. Man sah zerstückte menschliche Glieder durch die Straßen schleifen, die beiden Priester, die Lorenzo angegriffen hatten, wurden von der Menge aus ihrem Klosterversteck herausgezerrt, verstümmelt und getötet, auch die Personen aus dem Gefolge des Kardinals mußten bluten, dieser selbst saß gefangen im Regierungspalast und dankte nur der Verwendung Lorenzos das Leben. Die wildeste Jagd galt den Gliedern

des Hauses Pazzi. Der alte Jacopo wurde auf der Flucht in den Casentiner Bergen von den Bauern festgenommen, denn die Kunde von den Vorgängen in Florenz war schon bis dorthin gedrungen, und trotz eines hohen Lohnes, den er ihnen anbot, damit sie ihn unterwegs töteten, schleppten sie ihn schmachvoll nach der Stadt, wo er das Los seines Neffen teilte. Er hatte übrigens sein tragisches Ende geahnt und noch am Samstag, der jenem blutigen Sonntag voranging, alle seine Schulden bezahlt, auch was er an fremden Waren zu Hause und auf dem Zollamt liegen hatte, mit auffallender Geschwindigkeit den Eigentümern zugestellt, um keine Unbeteiligten in seinen Ruin zu verwickeln. Die scheußlichen Beschimpfungen, die noch Wochen später dem wieder ausgegrabenen Leichnam des Unseligen von der vertierten Menge zugefügt wurden, gehören zu den widerlichsten Flecken, mit denen das florentinische Volk sich in jenen Schreckenstagen beschmutzt hat. Der völlig schuldlose Renato ward gleichfalls aufgegriffen und büßte mit dem Tode, daß er Pazzi hieß. Mehrere Tage dauerte das Würgen, bei dem gegen achtzig Personen ihr Leben verloren. Nur Guglielmo konnte sich mit Hilfe seiner Gattin in Lorenzos eigenem Hause bergen.

Gleich nach dem Attentat strömte das Volk unter dem Palazzo Medici zusammen, ein blutiges Haupt auf einer Pike tragend, und verlangte den Geretteten zu sehen. Lorenzo erschien, den Hals von einer Binde umwickelt, und wurde mit stürmischem Zuruf begrüßt. Er dankte dem Volke, daß es sich zum Schutz um ihn geschart habe, und bat dringend um Mäßigung. Die tobenden Freunde, sagte er, flößten ihm mehr Besorgnis ein, als selbst die Tücke seiner Feinde; er beschwöre sie, der guten Sache nicht durch Ausschreitungen zu schaden, sondern ihren Zorn für die äußeren Gegner aufzusparen und die Bestrafung der schuldigen Mitbürger den Gerichten zu überlassen. Diese Anrede, seine wunderbare Rettung, die klüglich bewiesene Mäßigung, das alles wirkte so unbedingt und mächtig, daß die gesamte Bürgerschaft mit Gut und Blut sich ihm zu eigen schwur, und Lorenzo durfte sich sagen, daß der Schlag, der ihn vernichten sollte, ihm vielmehr den Weg zur unbeschränkten Herrschaft geebnet hatte.

Als die Volkswut beschwichtigt war, fuhren die Gerichte fort, ihn seiner Feinde zu entledigen. Keine Stimme erhob sich um Gnade, denn der versöhnliche Giuliano war gefallen, und Lorenzo der ihn zu rächen hatte, ließ der Justiz ihren Lauf.

Was vom Hause Pazzi noch übrig war, wurde eingekerkert oder verbannt, auch Guglielmo, Lorenzos Schwager, inbegriffen, ihre Vorrechte, ihre Wappen, ihr Name selber sollte verschwinden. Montesecco wurde nach einem umfassenden Geständnis, das den Papst schwer kompromittierte, enthauptet. Nur Bernardo Bandini, Giulianos Mörder, hatte sich zu verbergen gewußt und war glücklich nach Konstantinopel entkommen, aber der Sultan, um Lorenzo zu ehren, sandte ihn in Ketten nach Florenz zurück, wo er noch ein Jahr später öffentlich in seinen Türkenkleidern hingerichtet wurde. Damals befand sich auch der jugendliche Leonardo unter den Zuschauern, denn eine Bleistiftzeichnung von seiner Hand hat den schaurigen Anblick festgehalten: es zeigt den Gehenkten in seiner phantastischen morgenländischen Tracht, deren Farben mit winziger Schrift am Rande des Blattes notiert sind. — Zum ewigen Gedächtnis der Schreckenstage ließ man alle Teilnehmer der Verschwörung mit dem Strick um den Hals auf die Außenmauern des Palazzo del Podestà (des heutigen Nationalmuseums) malen, als Hochverräter mit dem Kopf nach unten. Botticelli, der Schöpfer der holden Primavera, tat diesen künstlerischen Henkersdienst.

Andere Künstler eiferten, den Geretteten zu

feiern. Lebensgroße, sprechend ähnliche Wachsbildnisse von Lorenzo, zu denen Verrocchio die Zeichnung gemacht hatte, wurden in Kirchen aufgestellt; das in der Santissima Annunziata trug die Kleider, in denen Lorenzo verwundet worden war. Antonio Pollajuolo schlug eine noch vorhandene Medaille mit den Köpfen der Brüder Medici, deren eine Seite die Rettung Lorenzos, die andere den Tod Giulianos vor dem Chor der Kirche — mit den Umschriften Salus publica und Luctus publicus — darstellt. Angelo Poliziano öffnete den liedersüßen Mund und ergoß in lateinischen Epigrammen einen Strom wohllautender Schmähungen über die Besiegten.

Vier Tage nach dem blutigen Ereignis wurde Giuliano mit neunzehn Wunden zu Grabe getragen. Das Leid um ihn war aufrichtig und allgemein; die florentinische Jugend, deren Liebling er gewesen, legte Trauerkleider an. Wie er durch seine glänzende Erscheinung, sein freundliches Wesen und seine offenen Hände die Herzen der Mitlebenden gewonnen hatte, so steht er auch im Gedächtnis der Nachwelt als eine ergreifende, durch unverschuldetes tragisches Geschick verklärte Jünglingsgestalt.

In den Uffizien zu Florenz befindet sich eine Anbetung der Könige von Botticelli, welche die

Bildnisse sämtlicher Medici von Giovanni di Bicci an enthält. Rechts von der Madonna fällt ein Jüngling auf, von dem nur Profil und Oberkörper sichtbar sind. Die trauernde Kopfhaltung und die gesenkten Lider geben dem kräftigen, edelblassen Gesicht, um das reiche schwarze Haare hängen, einen tragischen Ausdruck*). Der schöne Jüngling, um den die Schatten des frühen Todes zu schweben scheinen, ist Giuliano. Man muß nach diesem Bildnis trotz der unverkennbaren Aehnlichkeit mit Lorenzo den Angaben Polizianos Glauben schenken, der den bel Julio als den Idealtypus jugendlicher Männlichkeit schildert, vorausgesetzt, daß man, wie jene Alten es taten, die Schönheit nicht in der Regelmäßigkeit der Züge, sondern in der charakteristischen Durchbildung aller Formen sieht und die übrigen Vorteile einer edelgeborenen, völlig ausgebildeten Persönlichkeit dazu rechnet. Giuliano war leidenschaftlicher Jäger, in Strapazen unglaublich abgehärtet und jeder Art von körperlicher Uebung ergeben; Kunst und Poesie liebte er wie ein echter Medici und war selbst nicht ohne dichterische Begabung. Wie er sich jedoch mit Lorenzos Talent und seiner ganzen hochkomplizierten geistigen Indi-

*) Siehe Abbildung auf Tafel 9.

vidualität nicht messen konnte, so war er auch im Charakter einfacher angelegt; er war ein Feind der schiefen Wege und würde vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, trotz der vielbesungenen Eintracht des mediceischen Brüderpaares Lorenzos Politik nicht immer gebilligt haben. Da er den öffentlichen Geschäften ferne blieb, hat die Geschichte kaum mehr von ihm verzeichnet, als sein gewaltsames Ende. Eine um so tiefere Spur hat er in der Poesie seiner Tage zurückgelassen, wovon an einer anderen Stelle die Rede sein wird.*) Später hat sich auch die tragische Muse seiner bemächtigt, aber leider ohne ihrem Gegenstand gerecht zu werden. Alfieris »Congiura dei Pazzi« atmet den Geist des 18. Jahrhunderts, das überall an Stelle der Individualitäten Prinzipien sah, und stellt demgemäß die meuchlerische Tat der Pazzi als einen Akt heroischer Vaterlandsliebe, die glänzenden mediceischen Brüder als zwei blutdürstige Tyrannen dar, mit der einzigen Unterscheidung, daß der großartige Lorenzo mehr als ein heimtückischer, der harmlos liebenswürdige Giuliano dagegen als ein polternder Wüterich erscheint. Heute weiß man's anders; man weiß, daß jener Aufstand durchaus keine

*) Siehe: Die Bella Simonetta. S. 107 ff.

patriotische Erhebung war, sondern nur die Verdrängung einer herrschenden Familie durch eine andere bezweckte, und daß es nach dem Niedergang des alten freiheitlichen Geistes im höchsten Interesse der Kultur und des Friedens lag, daß das Steuer in den Händen des Würdigsten blieb.

Bald nach Giulianos Ende enthüllte sich ein Geheimnis, an dessen Mitteilung ihn selbst der rasche Tod verhindert hatte. Der Architekt Antonio da San Gallo, sein Vertrauter, benachrichtigte Lorenzo, daß dem Verstorbenen ein natürlicher Sohn geboren sei, dessen Mutter dem Haus der Gorini angehöre und den er selbst aus der Taufe gehoben habe. Lorenzo suchte eilends den Knaben auf und nahm ihn auf den Wunsch seiner Mutter mit sich nach Hause, wo er unter dem Namen Giulio mit Lorenzos eigenen Kindern heranwuchs. Dieser Giulio war es, der später unter dem Namen Klemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg und schweres Unheil über seine Vaterstadt und ganz Italien brachte.

Nach dem Scheitern der Verschwörung führten die päpstlichen Kondottieren ihre Truppen, die schon die Grenzen der Toskana überschritten hatten, eiligst zurück. Aber Lorenzos Leben und Stellung war dadurch noch keineswegs gesichert. Sixtus spie Feuer und Flammen und suchte jetzt

durch offene Gewalt zu erlangen, was seinen Ränken mißglückt war. Die begütigenden Gesandtschaften der Florentiner wies er schroff zurück und nahm die Gefangenhaltung des Kardinals, die Hinrichtung des Erzbischofs und der anderen Geistlichen zum Vorwand für eine Bulle, in der Lorenzo als ein „Sohn der Verdammnis“ nebst den Häuptern der Regierung aus der Kirche ausgeschlossen und ganz Florenz mit dem Interdikt bedroht wurde, wenn es den Verhaßten nicht in die Hände des Papstes ausliefere.

Und da ihm die geistlichen Waffen nicht genügten, schloß Sixtus ein Bündnis mit dem König Ferrante von Neapel, erklärte Florenz den Krieg und warf die vereinigten Heere unter den besten Führern ins Toskanische. In der Kriegserklärung hieß es, daß der Feldzug des Papstes und des Königs nicht gegen die Republik, sondern nur gegen Lorenzo gerichtet sei; liefere man ihnen die Person des Medici aus, so solle der Friede nicht gestört werden. Die Bürgerschaft erklärte, daß sie bereit sei, mit Lorenzo zu stehen und zu fallen. Den Bannfluch wies die hohe florentinische Geistlichkeit mit Hohn zurück und kündigte dem Papst als einem Verschwörer den Gehorsam. Doch wurde der Kardinal Riario, der vergeblich zu vermitteln gesucht hatte, unbeschädigt seinem

Oheim zurückgegeben, welche Rücksicht den Florentinern schlecht bekam, denn nun brachen unverzüglich die Feindseligkeiten aus.

Sie fanden Lorenzo nicht unvorbereitet. Hatte er bis zuletzt alles aufgeboten, um den Frieden zu retten, so übertraf er jetzt sich selbst im Organisieren der Verteidigung. Frau und Kinder hatte er mit Angelo Poliziano als Hauslehrer nach Cafaggiolo im Mugello geschickt, er selbst blieb in der bedrohten Stadt, wo jetzt auch die Pest ausgebrochen war, zurück und arbeitete fieberhaft. Florenz wurde verproviantiert, alle festen Punkte verstärkt und neue gebaut, gegen Siena und im Mugello starke Posten vorgeschoben. Die Angehörigen der hingerichteten Verschwörer versöhnte er sich durch wohlwollende Behandlung, kein Feind durfte ihm im Innern zurückbleiben. Gleichzeitig unterhandelte er unausgesetzt mit den auswärtigen Höfen.

Die Lage war schwierig, auf die Bundesgenossen kein Verlaß: die Venezianer, als ein zähes, in selbstsüchtige Politik eingeschlossenes Inselvolk, schickten unzulängliche Hilfstruppen und sahen kaltblütig zu, wie das Schicksal von Florenz sich gestalte, Mailand, das guten Willen hatte, stand wegen inneren Haders selbst in hellen Flammen.

Der Krieg wurde von beiden Seiten nach damaliger Sitte von bezahlten Kondottieren geführt, die für die Sache, der sie dienten, kein Herz hatten und jederzeit bereit waren, zu der Partei eines etwa besser zahlenden Gegners überzugehen. Jahrelang dauerte der Feldzug, bei dem wenig Blut vergossen, aber unendliches Elend über die betroffenen Landesstrecken gebracht wurde. Die Sienesen, den Florentinern von alters her übel gesinnt, öffneten dem Feinde den Paß ins Herz der Toskana, und ein glänzender Sieg der Florentiner unter ihrem Feldhauptmann Roberto Malatesta am Trasimener See wurde durch die schrecklichen Verwüstungen des verbündeten Heeres im Chiana- und Elsatal zunichte.

Ein Waffenstillstand enthüllte Lorenzo erst seine ganze Gefahr, denn nun wurde der Mißmut der Bürgerschaft laut. Die erschöpften Finanzen, die Stockung des Handels, die Verheerung des Landes, der ganze wirtschaftliche Niedergang mit Teuerung und Pest hatten die Begeisterung abgekühlt, man gab Lorenzo zu verstehen, daß, da dieser verderbliche Krieg um seinetwillen geführt werde, es nun an ihm sei, so oder so dem allgemeinen Elend ein Ende zu machen.

In dieser höchsten Not, wo nur ein Wunder

retten konnte, griff der Bedrängte in seine eigene Brust und schöpfte dort einen jener Entschlüsse, die nur dem Genie, das sich auf einen starken Charakter stützt, gegeben sind.

Er wußte, daß auch Ferrante des langen Krieges überdrüssig war, und diese Gewißheit gab ihm den Mut, selbst nach Neapel zu gehen und sich in die Gewalt des Gegners zu begeben, um entweder als Bringer des Friedens zurückzukehren oder dort sein Leben zu lassen. Das Wagnis war nicht gering, denn über der Königsburg von Neapel schwebten noch die Schatten einer blutigen Tat! König Ferrante aus dem Hause Aragonien, dieser treuloseste und grausamste Despot in einer an Treulosigkeit gewohnten Zeit, hatte nicht lange zuvor den berühmten Kondottiere Jacopo Piccinino unter Freundschaftsversicherungen zu sich gelockt und ihn heimlich ermorden lassen. Wenn dies dem geladenen ahnungslosen Gastfreund geschehen war, welcher Behandlung durfte ein im offenen Krieg befindlicher Gegner gewärtig sein! Aber Lorenzo vertraute auf sein internationales Ansehen, auf die Wirkung seiner Persönlichkeit, die noch jüngst den Mörderarm entwaffnet hatte, auf die Macht seiner Gründe und auf sein Glück.

Nachdem er sich mit den angesehensten Bür-

gern besprochen hatte, verließ er in aller Stille die Stadt und teilte erst von unterwegs der Signoria offiziell seine Absicht mit. Wer am meisten Ehre genossen habe, schrieb er, dem gebühre es auch, die Gefahr aller auf sein Haupt abzulenken, und er als der hauptsächlichste Stein des Anstoßes sei am besten geeignet, die Gesinnungen des Königs an seiner eigenen Person zu erproben und mit einem Schlag die ungewisse Lage zu klären.

Da die Signoria den wagehalsigen Schritt nicht verhindern konnte, wollte sie Lorenzo wenigstens mit ihrer ganzen Autorität stützen und ernannte ihn zum offiziellen Gesandten der Republik.

In dieser Eigenschaft kam er in Neapel an und wurde dort mit fürstlichen Ehren empfangen. Der König sandte ihm Schiffe entgegen, alles strömte zusammen, den Mann zu sehen, um den der lange Krieg geführt wurde und der jetzt allein und wehrlos sich in die Höhle des Löwen wagte.

Lorenzo hatte seine Ueberredungskunst nicht überschätzt. Es gelang ihm, den König von den Vorteilen einer gemeinsamen Politik zu überzeugen, und er wurde mit höchster Auszeichnung in Neapel behandelt, aber gleichwohl hielt der

ränkevolle Monarch ihn drei volle Monate in Ungewißheit zurück, während heimlich die Agenten des Papstes geschäftig waren, ihn zu verderben. Lorenzo ließ sich keine Unruhe merken, er lebte auf großem Fuße, gewann den Hof durch seine Geselligkeit, das Volk durch fürstliche Geschenke und wurde der populärste Mann in Neapel. Da in dieser langen Zeit in Florenz alles ruhig blieb und Ferrante nun einsah, daß der Medici eine Macht war, auf die man bauen konnte, entließ er ihn mit einem ehrenvollen Friedensbündnis in der Tasche.

Mit grenzenlosem Jubel wurde der Heimgekehrte in Florenz empfangen. Der Zudrang des Volkes bei seiner Ankunft war so ungeheuer, daß die nächsten Freunde ihm nur aus der Ferne mit Augen und Händen zuwinken konnten; die Menschen umarmten sich gegenseitig vor Freude. Ganz Italien atmete auf, und als bald danach ein Türkeneinfall in Otranto die Fürsten zur Einigkeit zwang, ließ sich auch der grollende Papst versöhnen.

Zwölf glückliche Regierungsjahre folgten auf diese Stürme.

Aus der politischen Geschichte tritt von Lorenzos Wesen nur der geringste Teil hervor. Seine wahre Bedeutung liegt auf einem anderen

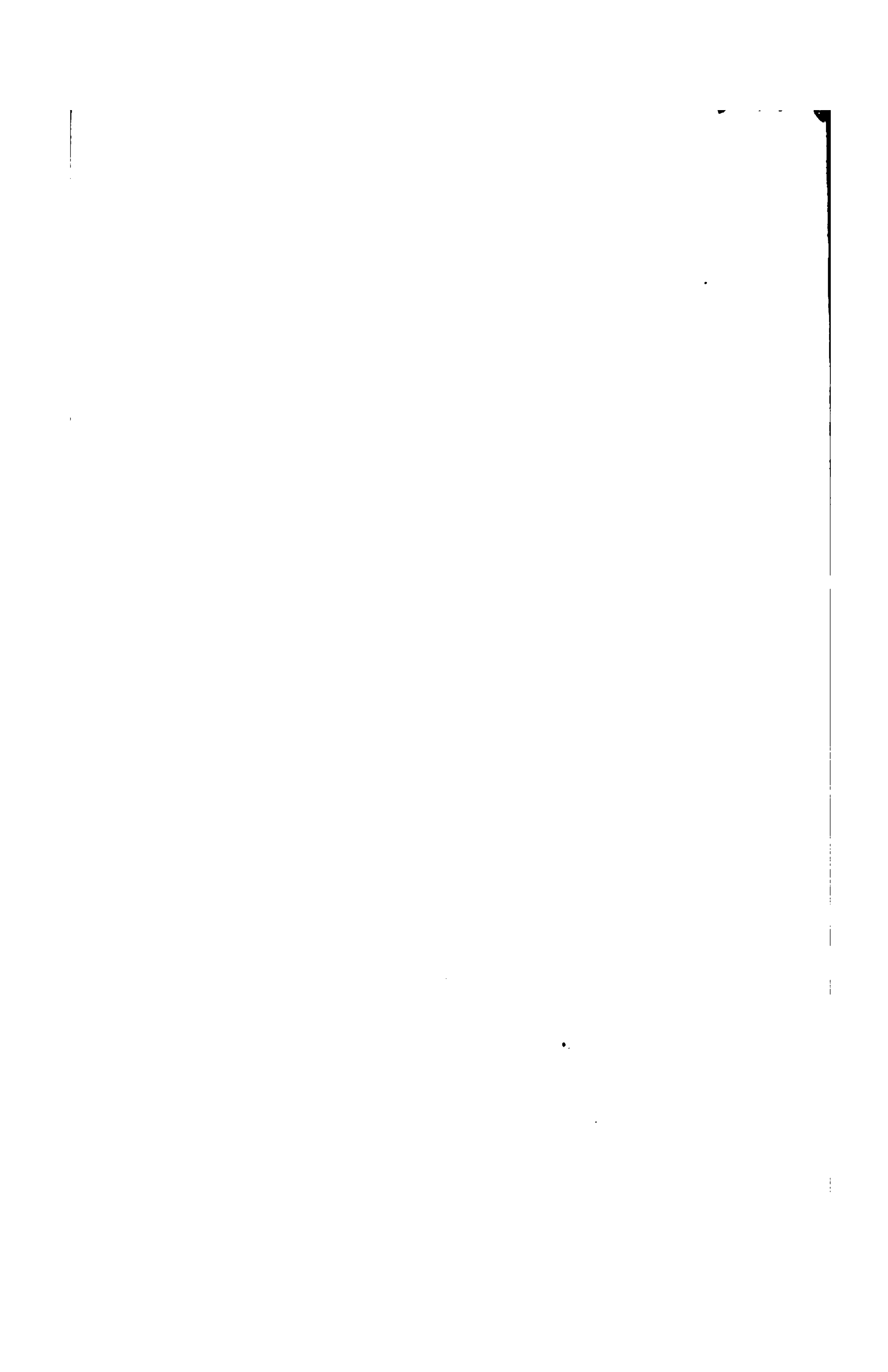
Felde. Um zu fühlen, was er für die Kultur gewirkt hat, muß man in Florenz gelebt haben, wo man noch auf Schritt und Tritt seinen persönlichen Spuren begegnet.

Zwar gebaut hat er lange nicht so viel wie sein Großvater Cosimo, trotz eigener architektonischer Begabung, die ihn zum obersten Richter in allen städtischen Bauangelegenheiten machte. Wie er dagegen der Malerei und Skulptur das weiteste Feld eröffnete, wie er daniederliegende Kunstzweige, die Mosaicier- und die Steinschneidekunst, zu neuem Leben erweckte, die Entwicklung der Miniaturmalerei förderte, wie er den verschütteten Antiken zur Auferstehung half, das füllt die Bände der Kunstgeschichte und kann hier nicht näher berührt werden. Ebenso verlangt seine Stellung zur Poesie eine besondere und eingehende Betrachtung*). Eine Geselligkeit wie die seines Hauses hat es in der Welt kaum jemals wieder gegeben. Da wußte man nichts von Etikette und nichts von Unterwürfigkeit: Lorenzo war nur ein Bürger wie die andern. Die angeborene Feinheit und hohe Bildung der Nation erlaubten die vollkommenste Natürlichkeit. Zwischen den Diplomaten und hohen Geistlichen

*) Siehe: Der mediceische Musenhof. S. 57 ff.



3. Fra Girolamo Savonarola
Von Fra Bartolommeo



bewegten sich Dichter, Künstler, Gelehrte im freisten Verkehr, und die verschiedenartigsten Elemente hielt der einzige Mann durch seine Persönlichkeit zusammen. Dabei blieb er bürgerlich einfach im Privatleben, seine Tafel unterschied sich in nichts von der seiner Mitbürger, und nur bei Bewirtung fremder vornehmer Gäste wurde die sprichwörtliche Pracht des Mediceerhauses entfaltet, die durch ganz Italien nicht ihresgleichen hatte.

Kein begabter Mensch hat Lorenzos Weg gekreuzt, der durch ihn nicht Anregung und Förderung gefunden hätte. Indem er auf die Art eines jeden einging und sich sogar die Launen der Künstler gefallen ließ, nur um ihr Schaffen nicht zu stören, mehrte ihr Ruhm den seinigen. Bekannt ist die Anekdote von jenem Kunstschmied, der, als Lorenzo ihn wegen einer Bestellung drängen wollte, dem Gewaltigen ruhig antworten konnte: „Ich bediene meine Kunden der Reihe nach.“ Nie war das Joch eines fürstlichen Mäcens linder zu tragen; seine eigene schöpferische Natur machte es ihm leicht, die Naturen der anderen zu verstehen und zu schonen.

Doch nicht nur, daß er die fertigen Talente begünstigte, Lorenzo wußte auch die keimenden zu entdecken und heranzuziehen. Die mediceischen

Gärten in der Nähe von San Marco wurden die Schule einer neuen Künstlergeneration, und es ist nicht der kleinste Ruhm Lorenzos, daß fast alle, die aus dieser Anstalt hervorgingen, sich später als hervorragende Meister erwiesen haben. Der fünfzehnjährige Michelangelo, den Lorenzo seinem widerstrebenden Vater abringen mußte, um ihn für die Kunst zu retten, fand dort liebevolle Pflege seines Talents und wurde täglicher Gast an Lorenzos Tafel, wo die berühmtesten Männer Italiens beisammen saßen. Die Hausordnung war merkwürdig. Die zuerst Erschienenen nahmen ihrem Rang entsprechend neben dem Hausherrn Platz, und für etwa nachkommende Höhergestellte wurde nicht mehr gewechselt. So geschah es häufig, daß der Knabe Michelangelo über den Söhnen des Hauses, ja selbst über vornehmen Gästen seinen Sitz erhielt. In der freien Größe und Menschlichkeit dieses Verkehrs wuchsen dem jugendlichen Genius die Adlerflügel, aber leider sollte der große Beschützer den Ruhm des Pfleglings nicht mehr erleben. Hätte Lorenzo, als vor wenig Jahren seine Reste nach vier Jahrhunderten der Ruhe wieder ans Licht gefördert wurden, aus den leeren Augenhöhlen noch einen Blick durch die von Michelangelos Händen errichtete Mediceer-

kapelle werfen können, wie würde er sich in der Größe dessen gesonnt haben, den er als Kind aus allen anderen herausgefunden und an sich gezogen hatte. Nach dem frühen Verluste dieses väterlichen Freundes war Michelangelo mehrere Tage wie von Sinnen. Er kehrte in sein Vaterhaus zurück und brauchte einige Zeit, bevor er sich wieder zur Arbeit aufraffen konnte. Zwar der launische Piero, Lorenzos Sohn, erinnerte sich gelegentlich seiner und rief ihn wieder in den Palast und an seine Tafel, aber der einzige Auftrag, den er für einen solchen Genius wußte, war, daß er ihn in einer Winternacht bei starkem Schneefall im Hofe einen Schneemann bauen ließ.

Ebenso wie die Dichter und Künstler durften Forscher und Gelehrte auf Lorenzos Schutz und Förderung rechnen. Die von Cosimo gegründete Platonische Akademie, deren Vorsitz er führte, erreichte unter ihm ihre höchste Blüte. Auch die Philosophen sprachen ihn als ihresgleichen an.

„Glaubet nicht," schrieb von ihm Marsilio Ficino an einen Freund, „daß Lorenzo an Gründlichkeit des Wissens, an Schärfe des Denkens irgend einem Gelehrten von Beruf nachstehe."

Und doch war das ganze Leben dieses Mannes einer rastlosen praktischen Tätigkeit

gewidmet. Er schrieb täglich bis zu zehn, ja zwanzig Briefen. Neben den Regierungssorgen lag ihm eine verwickelte Verwaltungsmaschinerie ob, deren kleinstes Detail durch seine Hände ging. Dann waren noch Besuche, Bittschriften und Geschenke entgegenzunehmen, die fortwährend aus aller Herren Ländern für ihn eintrafen. Aber zu keiner Stunde seines Lebens durften ihm die geistigen Interessen hinter dem Zwang und der Gefahr des Augenblicks zurücktreten. Der absolute Vorrang, den er diesen zuerkannte, macht ihn zu einer so einzigen Erscheinung unter den Mächtigen der Erde. Daher die unwandelbare Sammlung inmitten aller Zerstreuungen und die hohe Gelassenheit, mit der er jederzeit über den politischen Stürmen stand. Sehr schön sagt von ihm einer seiner frühesten Biographen, daß sein göttlicher Genius „gleich wie ein strahlendes Feuer immerdar in gleicher Stärke" gebrannt habe.

Lorenzo führte ein glückliches Familienleben und war ein gewissenhafter Erzieher. An seinen Kindern hing er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und war überhaupt, wie alle Menschen von starker Phantasie, ein großer Kinderfreund. An den Spielen der Kleinen nahm er oft so ausgelassenen Anteil, daß es ihm pedantischen Tadel zuzog.

Vom Kaufmann war keine Faser mehr in ihm, und den ungeheuren ererbten Besitz konnte er nur noch verschwenden, freilich für politische und für Kulturzwecke. Es kam ein Augenblick, wo die große mediceische Bank vor dem Ruin stand und wo Lorenzo, der seine Person schon ganz mit dem Gemeinwesen identifizierte, unbedenklich Staatsgelder zu Hilfe nahm, ein Tadel, von dem ja auch Perikles nicht freigeblieben ist.

Als Herrscher durfte man ihn den ersten modernen Staatsmann nennen, da bei ihm zuerst die Rücksicht auf dauernden Kredit den augenblicklichen Vorteil überwog. Seine Politik lebte nicht von der Hand in den Mund, sondern schuf feste Zustände durch ganz Italien, in denen ein höheres Dasein sich entfalten konnte und die in den Wirren späterer Tage den Nachlebenden mit Recht als das goldene Zeitalter erschienen.

Doch da bekanntlich nichts schwerer zu ertragen ist als eine Reihe von guten Tagen, so stiegen jetzt aus dem Schoße des Friedens und der öffentlichen Wohlfahrt selbst die Wolken auf, die den kommenden Sturm in sich trugen. Die alte Einfachheit der Sitten war geschwunden, mit der höheren Bildung und dem rascheren Zirkulieren des Geldes entwickelten sich Luxus und Verfeinerung, jenes weiche Element, in dem die Kunst

ihre üppigsten Blüten treiben kann, das aber zugleich die Korruption und alle Keime der Entartung reifen läßt.

Noch heute hört man die Anklage wiederholen, daß Lorenzo absichtlich sein Volk durch sinnverwirrende Bacchanalien betäubt, durch Genüsse entnervt habe, um ihm den Verfall seiner Freiheit zu verbergen. Aber diese Freiheit hatte schon vor Lorenzo nur dem Namen nach bestanden, und die Verderbnis wäre auch ohne ihn gekommen, denn sie war der allgemeine Zug der Zeit. Lorenzo selbst liebte die Freude, er bedurfte ihrer und streute sie mit vollen Händen um sich. Doch was für ihn nur ein Ausspannen aus ernster aufreibender Arbeit bedeutete, das führte bei der Mehrzahl, der dies Gegengewicht fehlte, zur Uebersättigung und inneren Leere.

Ein Rückschlag mußte kommen, und Lorenzo hatte ihn selber eingeleitet, als er auf Verwenden seines Freundes Pico von Mirandola den Dominikanermönch Girolamo Savonarola als Prediger nach Florenz berief. Dieser asketische Visionär mit dem beschränkten Geist und der glühenden Seele riß zuerst von allen verdeckten Schäden die Hülle. Im Klosterhof von San Marco predigte er unter ungeheurem Zudrang aller Stände gegen die eingerissene Sittenverderb-

nis. Damals zu Beginn seiner Laufbahn, bevor die phantastischen Visionen ihm den Kopf verrückt und den Fanatismus in ihm entzündet hatten, war sein Streben ein gesundes: er wollte die gesunkene Kirche reformieren und die öffentliche Moral heben. Man war zwar noch nicht in den Zeiten der Borgia, aber nahe davor, Prunksucht und Genußsucht zerrütteten die Gesellschaft, die Geistlichkeit gab selbst das Beispiel, Treu und Glauben waren aus der Welt geschieden, das Schönheitsgesetz, das nur erlauchte Naturen binden kann, ließ die große Herde der Menschen ohne Halt. Die Sehnsucht nach der Wiederkehr einer reineren frommeren Zeit, wäre es auch auf Kosten aller Genüsse, selbst der edelsten, der des Geistes, schlich durch die besseren Gemüter. Auf diesen dürstenden Boden fielen wie ein Gewitterregen die Mahnungen Savonarolas und seine Ankündigungen eines nahen furchtbaren Strafgerichts. Italien horchte hoch auf bei diesem neuen Ton, es fühlte sich erschüttert und glaubte an den Propheten.

Auch Lorenzo, der die widerstreitendsten Elemente in seiner Natur vereinigte, suchte sich ihm anfangs, aus Politik sowohl wie aus innerem Trieb, zu nähern, aber Savonarola, für den es keinen Kompromiß geben konnte, stieß die dar-

gebotene Hand zurück. Geschenke, mit denen Lorenzo nach wie vor das unter besonderem mediceischem Schutze stehende Kloster von San Marco bedachte, warf er ihm von der Kanzel herab als Bestechungsversuche vor. Ein guter Wächterhund, sagte er mit Anspielung darauf, belle den Dieb an, der seinen Herrn bestehle, auch wenn er ihm einen Knochen vorwerfe. Nur den Dieb an seinem Herrn konnte er in dem glanzvollen Mann erkennen, und er griff ihn überall ungescheut als Urheber der Sittenverderbnis und als Tyrannen an.

Lorenzo blieb gelassen: er hielt es unter seiner Würde, den Ferraresen von dem Posten, auf den er selbst ihn gestellt hatte, zu entfernen. Die Gegensätze lagen überhaupt damals noch so nahe beisammen, daß Lorenzos ergebenste Freunde zugleich Freunde des Mönches sein konnten, ein Zeichen, daß es mit der Tyrannis nicht schlimm bestellt war.

Mittlerweile neigte dieses reiche Leben sich zu frühem Ende, das „strahlende Feuer" hatte den Brennstoff allzu schnell verbraucht. Im Beginn der Vierziger stehend, mochte der einst so kräftige Mann, der auf Turnieren gesiegt hatte, wohl dem bekannten Porträt von Vasari in den Uffizien gleichen, über dessen geneigter Haltung



4. Lorenzo de' Medici
Von Vasari



und sinnender Miene schon der Schatten des nahen Todes lagert*).

Im April des Jahres 1492 verschlimmerte sich das Magenleiden, das ihn seit längerer Zeit quälte, so, daß er seinen Landsitz zu Careggi, das alte Sterbehaus der Mediceer, nicht mehr verlassen konnte. Die Mischung von zerstampften Perlen und Edelsteinen, die ihm ein in Eile vom Herzog von Mailand gesandter Arzt dort bereitete, war jedenfalls nicht geeignet, das Ende aufzuhalten.

Schwere Sorgen trübten seinen frühen Lebensabend: durch die Orsinische Heirat war ein fremder Blutstropfen in die Familie gekommen, sein ältester Sohn Piero hatte mehr vom römischen Feudalherrn an sich, als vom florentinischen Bürger und versprach ein schlechter Steuermann für das Schiff zu werden, dessen schwieriger Kurs nur durch die Weisheit und Erfahrung des Vaters regiert werden konnte.

In den letzten Stunden wollte der Sterbende seine beiden Vertrautesten Pico von Mirandola und Angelo Poliziano um sich haben. Mit ihnen redete er in ungetrübter Heiterkeit von ihren gemeinsamen Studien und von der angelegten Bib-

*) Siehe Tafel 4.

liothek, die er wünschte vollendet ihnen hinterlassen zu können.

Aber noch eine andere Gestalt tauchte an Lorenzos Sterbelager auf, wie eine düstere Verkörperung des dem Mediceerhause drohenden Geschicks: Girolamo Savonarola. Was ihn nach Careggi geführt, was die beiden zusammen geredet haben, ist ungewiß. Savonarolas Anhänger haben erzählt, er sei von Lorenzo selbst gerufen worden und habe nach empfangener Beichte den Sterbenden aufgefordert, seinem Volke die Freiheit wiederzugeben, worauf Lorenzo stumm den Kopf nach der Wand gedreht und jener sich ohne Absolution entfernt habe. Eine wunderliche Ueberlieferung! Als ob ein Mann, und wäre er der mächtigste, durch Wort oder Federstrich einem Volk die Freiheit geben könnte, das diese Freiheit nicht im Mark seiner Knochen mit sich trägt. Wenn aber die Anekdote wahr ist, wie mußte der sterbende Staatsmann an dieser Forderung den politischen Schwärmer erkannt haben, und da gab es dann freilich keine Antwort als Schweigen.

Lorenzo starb am 8. April 1492 im nicht vollendeten dreiundvierzigsten Lebensjahr. Sein Tod war wie der Cäsars von Naturphänomenen begleitet, die als Wunderzeichen gedeutet wurden.

Ein unerhörter Sturmwind raste über Florenz, der Blitz schlug ein Stück der Domkuppel herunter, die Löwen, die auf Staatskosten gehalten wurden, zerfleischten sich gegenseitig, man wollte Stimmen in den Lüften gehört haben, ein leuchtender Feuerstreif stand unbeweglich über Careggi und erlosch, als Lorenzo den Geist aushauchte. Ein schlimmeres Vorzeichen aber für die kommenden Tage war das geheimnisvolle Ende Meister Pierleonis, seines Leibarztes, den man Tags darauf bei San Gervasio in einem Brunnen ertrunken — oder ertränkt fand.

Kaum war der Damm gerissen, der den allgemeinen Hader so lange zurückgestaut hatte, so war es, als sollte das Chaos hereinbrechen. Piero wirtschaftete in den Tag hinein, ohne auf die letzten Ermahnungen seines Vaters und auf die Zeichen der Zeit zu achten. Nach innen schaltete er gewaltsam, nach außen zweideutig und stellte damit die politischen Traditionen seines Hauses geradezu auf den Kopf. Die entzweiten Fürsten Italiens riefen zu ihrem Unheil französische Waffen herbei, dazwischen donnerte Savonarola und kündigte den Anfang vom Ende an. Die Beängstigung ward allgemein, Lorenzos Freunde starben rasch im Kummer weg, das nachwachsende Geschlecht klammerte sich an den neuen

Propheten. Seltsame Visionen schreckten auch unbeteiligte Zuschauer. Einem Musikus an Pieros Hofe, mit Zunamen Cardiere, der wegen seiner wunderbaren Improvisationsgabe viel bei dem Magnifico gegolten hatte, erschien bei Nacht der tote Lorenzo mit schmerzverstörtem Gesicht und schwarzen zerrissenen Gewändern, durch welche die Haut schimmerte, und befahl ihm, seinem Sohne Piero zu sagen, sein Sturz sei nahe; bald werde er von Florenz vertrieben sein, um nicht zurückzukehren. Der Mann, der die Lebenden offenbar noch mehr fürchtete als die Toten, wollte trotz Michelangelos dringendem Zuspruch nicht reden. Da erschien ihm die Gestalt zum zweitenmal, gab ihm zum Beweis ihres Daseins einen heftigen Schlag ins Gesicht und wiederholte den Befehl. Jetzt rannte der arme Musikus sinnlos vor Schreck nach Careggi, um den jungen Gebieter zu suchen, der ihm unterwegs mit seinem Gefolge entgegengeritten kam. Piero fand die Geschichte spaßhaft und gab den unglücklichen Geisterseher dem Spott des Gesindes preis; Michelangelo floh entsetzt aus dem Hause, das er dem Untergang verfallen sah.

Kaum ein paar Wochen vergingen, so war die Prophezeiung des Traumgesichts erfüllt. Piero mußte aus seiner Vaterstadt flüchten, um in der

Fremde zu sterben, seine Brüder und Freunde irrten im Exil. Florenz wurde ein Gottesstaat mit Jesus Christus als Gonfaloniere. Der herrliche Mediceerpalast ward geplündert und seine Schätze zerstreut. Auf der Piazza della Signoria gingen die „Eitelkeiten", darunter unersetzliche Kunstwerke, beim Psalmodieren tanzender Mönche in Rauch und Flammen auf. Freilich sollte der Brand, den er angefacht hatte, am Ende den Propheten selbst verzehren.

Man hat Lorenzo de' Medici oft die maßlose Herrschgier vorgeworfen, die ihn von seinem Lebenselement, den Studien und der Poesie, hinweg in die Irrgänge politischer Minen und Gegenminen trieb. Allein man vergißt, daß Menschen, die in solcher Höhe stehen, nicht die Herren ihrer Geschicke sind, weil sie ein Dämon lenkt, das Muß. Sein Vater Piero hatte ihm die Erfahrung geliefert, daß man auf einem ausgesetzten Posten sich nicht kleiner machen darf. Die ererbte Stellung zu behaupten, war ein Gebot der Notwehr, wie der angeborenen Herrschergabe, und die Gewaltsamkeiten, von denen auch er sich nicht frei erhalten konnte, fallen mehr seiner Zeit als seinem Charakter zur Last. Nach der blutigen Niederwerfung des Aufstands von Volterra, die einen unverwischbar dunklen Punkt

in seinem Leben bildet, vermied er gern unnötige Härte, und auch den Ueberlebenden der Pazzi wurde ihr schweres Strafurteil bald gemildert und endlich ganz aufgehoben; diese historische Familie existiert noch heute in Florenz.

Freilich auf unserer heutigen Wage darf man einen Lorenzo de' Medici nicht wägen wollen, so wenig wie irgend einen seiner Zeitgenossen. Sie lebten in einem eisernen Jahrhundert, wo jedermanns Hand wider jedermann war und wo man sich ohne List und Gewalt nicht durchschlagen konnte. Aber sie haben mit ihrem wunderbaren Genius um dieses eiserne Jahrhundert ein flimmerndes Sternengewand gewoben, das es uns aus der Ferne wie ein goldenes erscheinen läßt. Er mit allen, die um ihn waren, den Dichtern, den Künstlern, den Gelehrten, den Wiedererweckern des Altertums und den Förderern einer neuen Kultur, sie arbeiteten gemeinsam an dem großen Gebilde der Vorstellung, das unsere Phantasie unter dem Namen des mediceischen Zeitalters entzückt. Und diese Vorstellung ist eines der größten Geschenke, welche die Menschheit empfangen hat.

In der Basilika von San Lorenzo, wo die Mediceer ihre Grablege hatten, ruht auch Lorenzo il Magnifico mit seinem Bruder Giuliano. Aber,

seltsam genug, während alle anderen Gräber durch Schmuck und Namen kenntlich sind, während über der Asche unbedeutender Epigonen Michelangelos unsterbliche Marmorgruppen sich erheben, bezeichnet kein Mal, keine Inschrift die Stätte, wo der Mann, der seinem Zeitalter den Namen gab, den letzten Schlummer schläft. Bis vor wenigen Jahren kannte man nicht einmal die Stelle. Da wurde Ende des Jahres 1895 in der sagrestia nuova das schmucklose Postament abgehoben, das Michelangelos Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Cosmus und Damianus trägt, und aus dem hohlen Innern trat ein wunderbarer Fund zu Tage: die Gebeine Lorenzos und Giulianos. Sie lagen abgesondert in schlichten hölzernen Kisten, die durch Namensaufschrift bezeichnet waren. Zwei breite und tiefe Dolchstiche über Giulianos Stirn und ein ebensolcher Einschnitt im Schenkelknochen ließen noch die Form der Mordwaffe und die Gewalt, womit sie geführt wurde, erkennen. Auch Lorenzos Schädel konnte nach den vorhandenen Bildnissen identifiziert werden. Wie die edlen Reste sich in diese schlechten Behälter verirrten und wie es zuging, daß sich alsdann der Schleier der Vergessenheit so dicht um das Grab eines Herrschers spann, dessen Ruhm in vier Jahrhunderten nichts von seinem blendenden

Glanze verloren hat, ist ein schwer zu lösendes Rätsel. Noch merkwürdiger aber ist es, daß die so lange gesuchten Gebeine, nach einigen fruchtlosen Beratungen über eine würdige Ruhestätte, einfach an den alten Ort zurückgebracht wurden, wo sie abermals ohne Inschrift und Mal einer neuen Entdeckung nach vielleicht aber vierhundert Jahren entgegen harren mögen.



5. Medaille Lorenzos de' Medici
Von Niccolò Spinelli
Mit Revers, darstellend Florentia im Schatten des Lorbeers
(Nach: Friedländer, Schaumünzen)

Der mediceische Musenhof



Florenz war die Stadt des Lebens. Hier hat alles geistige Wachstum der Neuzeit in Künsten, Wissenschaften und Erfindungen, jeder kühne und neue Gedanke seinen Ursprung. Unübersehbar ist die Entwicklung, die ein einziges Jahrhundert florentinischen Lebens der Welt gebracht hat,

»le temps où se faisait tout ce qu'a dit l'histoire.«

Auf den Errungenschaften und Rückerwerbungen jener glorreichen Tage ist das Beste unseres heutigen Daseins aufgebaut. In jedem Florentiner lebte damals das Gefühl einer ungeheuren Verpflichtung gegen die Kultur, und die Mediceer, indem sie das Banner des Geistes vorantrugen, taten nur, was andere vor ihnen getan hatten, was sich von der herrschenden Familie von selbst verstand. Ihre Stellung hätte es von ihnen gefordert, wären sie nicht schon durch ihr innerstes Bedürfnis dazu getrieben worden.

Wenn Lorenzo das Patronat über Künstler

und Gelehrte vom Großvater geerbt hatte, so war sein Dichterkreis dagegen an seine eigenste Persönlichkeit gebunden. Neben der wirklichen Welt baute er mit seinen Dichtergenossen sich eine rein ideale, poetische auf, in die sie sich jeden Augenblick aus dem Getümmel flüchten konnten. Denn je mehr die gewalttätige Zeit diese Menschen in ihre Strudel reißt, desto stärker wird der Drang, von der eisernen Realität sich vorübergehend loszureißen und sich zeitlos in einer geträumten Welt und einer edleren Menschlichkeit zu erholen und zu reinigen. In dieser geträumten Welt werden alle Gegenstände der wirklichen verwandelt oder verkleidet. An den Quellen des toskanischen Hügellandes spielen die Nymphen, jeder Baum hat seine Dryade, und die Gestalten ihrer Dichtungen gehen wie Lebendige zwischen den Freunden hin und her. In dieser Welt, wo Lorenzo nach dem Lorbeer Lauro heißt, sind auch die Freunde seinesgleichen, was sie im bürgerlichen Leben trotz seiner liberalen Haltung nicht sein können.

Ihre Poesie ist aus der Freude am Schönen, aus dem Drang nach Spiel und Schein hervorgegangen. Auf eine höchste, ewige Wirkung muß sie verzichten, sie wird noch keinen Betrübten getröstet, keinem Irrenden die Wege gezeigt haben.

Es ist ein Künstler-, kein Sehertum, und das Beste davon bleibt immer Gelegenheitspoesie, freilich im edelsten Stile. Sie begleitet die Freunde zum Tanz, zur Jagd, zum Turnier, sie singt Lust und Unlust der Liebe, sie preist die Lebenden und verherrlicht die Toten. Die Verklärung des Augenblicks ist ihr Ziel und Lohn zugleich. Aber es ist die Frage, ob nicht von den einsamen Unsterblichen der eine oder andere einen Teil seines Nachruhms um einen Platz an dieser Tafelrunde hingegeben hätte.

Wenn Lorenzo in diesem hellen Kreise als der Erste glänzt, so ist es nicht, weil er die oberste Gewalt in Händen hatte, sondern weil sein Genius wirklich der stärkste und originellste war. Durch seine Mutter Lucrezia Tornabuoni, die Dichterin geistlicher Gesänge, war das poetische Talent in die Familie gekommen. Von früh auf beschäftigte sich Lorenzos Geist mit den Geheimnissen der Metrik und Sprache, die nicht gelehrt werden, die jedes dichterische Individuum neu entdeckt. Mit siebzehn Jahren schrieb er an seinen Studiengenossen, den jungen Prinzen Federigo von Aragonien, jenen berühmt gewordenen Brief über die italienische Poesie, worin er neben seinen allgemeinen Kunstprinzipien auch den hohen Wert der Muttersprache als poetisches Instrument, im

Widerspruch gegen die damals herrschende Mode der Latinität, betont. Sein ganzes späteres Schaffen erscheint als der direkte Ausfluß der in jenem Briefe ausgesprochenen Anschauungen, wie überhaupt die Größe jener außerordentlichen Menschen damit zusammenhing, daß sie sich so schnell und in so gerader Linie entwickelten, ohne auf Zickzackwegen Zeit zu verlieren. Sein ganzes sturmbewegtes Leben hindurch, im Lärm und Zwang der Politik wurde er nicht müde, auf jene heimlichen Stimmen zu horchen, in denen die Harmonie der Dinge selber redet. Seine Poesie ist sein innerstes Erlebnis. Selbst wo er im Banne der Konvention steht, wie in seinen Sonetten, schlägt durch die Künstlichkeit und Monotonie immer ein Blitz des Genius. Aber er hat auch völlig neue Wege betreten, indem er es wagte, die Gegenstände seiner Poesie unmittelbar aus dem täglichen Leben, aus seiner eigenen Umgebung zu nehmen, daher mit Recht von ihm gesagt worden ist, er habe gedichtet, wie die Niederländer malten. Eine ritterliche Falkenjagd mit den Freunden des Hauses, ein derbes, nicht Trink- sondern Saufgelage geben seiner Muse hinreichenden Anstoß. Am wohlsten aber ist ihm in der Schilderung einfacher ländlicher Zustände oder einer nur von Natur- und Fabelwesen belebten Landschaft.

Solche Schilderungen wie die des Frühwinters in der „Ambra" sind der beschreibenden Poesie nicht oft gelungen. Dabei ist er der erste, der die Natur nicht nur als ein mit den Augen Geschautes wiedergibt, sondern sich einfühlt in ihr innerstes Weben. Wundersam nah und modern erscheint uns dieser Sohn des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn er sich zum Beispiel in den Zustand des gepfropften Baumes versetzt, der mit einemmal das Rinnen der fremden Säfte in seinem Innern verspürt und mit scheuem Staunen Früchte trägt, die nicht die seinen sind. Ein köstlicher Erdgeruch strömt aus diesen Dichtungen, sie atmen die Stille der in Sonnenglut brütenden Felder, wo der Arno „die blaue Stirn mit Pappeln kränzt", wo die Bienen summen, wo der Hirt mit seiner Herde vorüberzieht, das neugeborene Schäfchen im Arme tragend, wo im Ulmenschatten das Landvolk beim Klang des Dudelsacks Tänze aufführt. Denn der Dichter Lauro ist der andere Pol des Menschen Lorenzo: wie jener im Drang der Geschäfte und im Glanz der Repräsentation den Alleinbesitz der Herrschaft sucht, so zieht es diesen unwiderstehlich in die Einsamkeit und den Frieden der Natur. „Suche, wer will, den Pomp und laute Ehren," heißt es in einem seiner Sonette ... „ein grüner Wiesenplan voll bunter

Blumen, ein Bächlein, das den Rasen netzt, ein Vogel, der von Liebe singt, stillen besser unsre Sehnsuchtsgluten." So gefällt er sich auch darin, das Haus der idealen Geliebten ein wenig dürftig zu sehen, nur von ihren Reizen und Tugenden geschmückt; keine Marmorsäulen noch Prachtsäle mit Gemälden, Mosaiken und Gemmen, kurz nichts von all dem äußeren Glanze, der von dem Menschen Lorenzo unzertrennlich ist, der ihm geradezu seinen historischen Charakter gibt, nimmt der Dichter mit ins Reich der Poesie.

Seiner Muse, die das ganze Leben mit allen seinen Manifestationen umfassen wollte, ist nichts Menschliches fremd geblieben. In den Sonetten und den Selve d' Amore, jenem schönen labyrinthischen Zauberwald der Liebe, irrt er umher in klagender Sehnsucht, die um Erhörung fleht und gar keine Erhörung will, denn „Madonna", die er sucht, ist nicht die wirkliche Madonna Lucrezia Donati mit den schönen weißen Händen, sie ist vielmehr die Liebe selbst, aber nicht die irdische, sondern das Ideal, dem er umso leidenschaftlicher nachgeht, als er mit eisernen Ketten an die Realität geschmiedet ist. In der köstlichen Nencia da Barberino redet er die Sprache des Volkes, das dieser hohe Herr und oberste Gewalthaber wie kaum ein zweiter kennt. Er übertreibt

sogar dessen Naivetät ins Groteske, denn kaum wird je ein toskanischer Bauer seiner Geliebten gesagt haben, daß sie „weiß und zart sei wie ein Ferkelchen", „schöner als ein Papst", der Kuß auf ihre Wange „schmackhaft wie Käse". In der „Falkenjagd" zeichnet er alle die kleinen Abenteuer und Zwischenfälle der Jagdpartie, man sieht die Jagdgenossen, Personen aus des Dichters nächster Umgebung, mit ihren Eigentümlichkeiten, ihrer Mimik und Sprechweise leibhaft vor sich, seinen Schwager Guglielmo, der sich über sein Jagdunglück nicht trösten kann, den Dichter Luigi Pulci mit der großen Nase — und es ist ein Zug feinen dichterischen Taktes, daß der erlauchte Autor sich mit seiner eigenen Person als Beobachtender im Hintergrunde hält. In den Beoni, die die äußere Einkleidung der Göttlichen Komödie parodieren, artet die Derbheit zum Cynismus aus, und in den canti carnascialleschi reißt ihn die Faschingslaune zu den tollsten Anstößigkeiten hin. — Und endlich, wenn alles irdische Wesen einen bitteren Nachgeschmack auf der Zunge gelassen hat, wendet er sich mit derselben Inbrunst, die ihn rastlos in den Selve d'Amore umhertreibt, in seinen religiösen Hymnen ans höchste Ideal, ans Göttliche. Er wird wieder der Sohn der Lucrezia Tornabuoni, der müde vom

Herrschen und Dienen, vom Denken und vom Genießen in die mütterliche Religionswelt zurückkehrt und der mit der starken Glut seines Innern die Einfalt des ersten Glaubens und die Früchte der Philosophie in eins verschmelzt. Indes auch dies ist nur eine der raschen Verwandlungen, in denen der Vielgestaltige vorübergehend einen Teil seines Wesens erscheinen läßt. Im nächsten Augenblick steht an Stelle des Dichters, der sein Ich ans Ewige verliert, wieder der Staatsmann mit dem unbeirrbaren, auf die nüchterne Wirklichkeit gerichteten Blick. Die Schnelligkeit, womit die Wandlungen sich vollziehen, sind das Staunen seiner Umgebung.

„Was den andern als Müh' und drückende Arbeit erscheinet,
Dir ist's ein Spiel, und will dir der Geist von Geschäften der Staatskunst
Ruhn, so gehst du und stärkst im Gesang die ermatteten Kräfte.
Glücklich der Geist, o glücklich, der so im Wechsel der Arbeit
Stets sich erneut, der stets jedweder Mühe gewachsen,
Großes vollbringt, das Tun, das mannigfache, verbindend!"

Der dieses Zeugnis von ihm ablegt, kannte ihn besser als irgend ein anderer. Es ist sein Freund Angelo Poliziano, den Lorenzo aus dem tiefsten Elend herausgeholt und als Erzieher seiner Söhne in sein glänzendes Haus in der Via larga aufgenommen hatte. Dort schwang sich der arme Jüngling aus Montepulciano, der einen unförmlichen Kopf auf schiefem Halse trug und dem die Zehen durch das zerrissene Schuhwerk blickten, bald zum Diktator in allen Fragen des literarischen Geschmacks empor. In der Poesie wurde er Lorenzos zweites Ich. Der Mediceer geht mit seinem impulsiven Temperament voran als der Stärkere, Urwüchsigere, als der Bahnbrecher, Poliziano folgt ihm auf dem Fuße als der Vollender. Auf den ersten Blick erscheinen ihre Musen wie Schwestern. Aber Polizianos Dichtung fließt aus einer völlig anderen Quelle. Er ist ein Formgenie, vielleicht das größte, das je gelebt hat. Während Lorenzo mit dem Ausdruck ringt, um ihn dem dichterischen Gedanken anzupassen, und dabei häufig stolpert, ist für Polizian das erste die Form, in die der Inhalt erst hineingegossen wird. Ihm quillt die Inspiration nicht aus der Natur, sondern aus der klassischen Poesie, die das Mark seiner Knochen geworden ist. Aus dieser schöpft er Form und

Gegenstand, häufig auch die Bilder, den Tonfall, die Gedanken selbst. Ein Wunder ist, daß er dennoch weder kalt noch leer erscheint. Der Kultus des Griechentums war damals noch keine schulmäßig fortgepflanzte Ueberlieferung, sondern die Religion einer jungen inbrünstigen Gemeinde. Der lateinische Genius hatte sich zum zweitenmal auf seine Weltmission besonnen, die hellenische Kultur über die Erde zu verbreiten, und Polizian war ihr glühendster Missionär. Wenn er auf der Florentiner Hochschule die griechischen Dichter erklärte, so erschien er den von weither versammelten Hörern wie ein Verzückter, dem das Göttliche sich offenbart, und der Same, der von seinen beredten Lippen fiel, wurde von da nach allen Ländern hinausgetragen. Die Fabel, daß er mit der Laute in der Hand, ein lateinisches Liebeslied an einen schönen Griechenknaben singend, gestorben sei, ist im Grunde nur eine allegorische Umschreibung seines ganzen Wesens.

Die lateinische Sprache war das Instrument, dem Poliziano die wunderbarsten Orgeltöne entlockte, und wirklichen literarischen Wert wollte er wie Petrarca nur seinen lateinischen Dichtungen zuerkennen. Die Nachwelt hat freilich in beiden Fällen anders geurteilt. Indes war das Lateinische damals keine tote Sprache, denn es

hatte noch einen unmittelbaren geselligen Zweck zu erfüllen, es war das Staatskleid, das bei jedem feierlichen Anlaß sofort mit dem Alltagsrock vertauscht werden konnte und in dem jeder Gebildete sich völlig ungezwungen bewegte. Ebenso konnte es in der Poesie Dinge ausdrücken, für die das Italienische wenig geeignet ist: die feierlich schreitende Elegie und den kurzen wie in Erz gegossenen Spruch. Und wie man das Lateinische festhielt, so suchte man sich des Griechischen zu bemächtigen. Die vornehmen Griechen, die sich nach dem Sturz von Konstantinopel Florenz zur zweiten Heimat wählten, bildeten dort eine ganze Kolonie und trugen viel zur geistigen Physiognomie der Gesellschaft bei. Für jeden Anlaß war Polizian imstande ein griechisches Distichon zu improvisieren, und, was noch mehr heißen will, seine vornehme Umgebung war im stand es zu genießen. Auch die Frauen waren von solchem Genuß nicht ausgeschlossen. Ja noch mehr — ein schönes Mädchen, die Dichterin Alessandra Scala, Tochter des Humanisten Bartolommeo Scala, trat vor dem Mediceerkreise als Elektra auf, denn die griechischen Tragiker wollte man nicht nur lesen, man wollte sie auch aufgeführt sehen, und die Sophokleischen Verse flossen mit so reinem Akzent und so edlem Ausdruck von den Lippen des schönen

Kindes, daß Polizian sie begeistert in griechischen Distichen begrüßte, und sie, gleichfalls in griechischen Distichen, gab das Kompliment noch artiger zurück. — Jene feinfühlige Zeit hatte noch ein künstlerisches Bedürfnis nach der Seite des sprachlichen Ausdrucks, das nur die klassischen Sprachen mit ihren völlig ausgebildeten Verbalformen und ihrer haarscharfen Präzisierung ganz befriedigen können. Man erwartete von dem Gebildeten, daß sein Geist sich mit gleichem Genuß in einem schönen klassischen Periodenbau ergehe, wie sein Auge in der Säulenhalle des Orcagna oder der Kuppel des Brunelleschi. Der Umgang mit den klassischen Sprachen förderte eine wundervolle Klarheit und Schärfe des Gedankens und einen Stil, neben dem der moderne Stil nur ein verschwommenes Ungefähr ist. Aus den Schriften dieser Alten blickt uns dieselbe geschlossene Kraft entgegen wie aus ihren Gesichtszügen, die sich von den Gesichtern der heute Lebenden so merkwürdig unterscheiden.

Neben der feierlichen Architektur des Latein pflegte man aber mit gleicher Liebe das grüne sprossende Boskett der Muttersprache, denn das dichterische Bedürfnis bewegte sich nach den zwei entgegengesetzten Polen der Poesie: der höchsten Urwüchsigkeit und der äußersten Verfeinerung.

Die volkstümlichen Melodien stimmte zuerst Lorenzo an, aber Polizian mit seinem beweglichen Talent nahm sie alsbald auf, erweiterte, verschönerte, variierte sie. Im Handumdrehen macht auch der fanatische klassische Philologe sich zum toskanischen Landmann, und im Nachahmen übertrifft er sein Vorbild. Ein Raphael der Dichtkunst kann er von jedem Meister lernen, ohne sich selbst zu verlieren. Darum wurden auch seine Lieder im Volkston später vielfach mit denen Lorenzos zusammengeworfen und verwechselt. Nur die meisterliche Ziselierung unterscheidet sie, der Geist ist bei beiden der nämliche. Lorenzo mußte die seinen im ersten Wurfe stehen lassen, denn er hatte keine Zeit, sie durchzusehen, der andere, dessen Leben den Studien gewidmet war, konnte feilen und ändern, wie es ihm beliebte. Freilich ist es nicht minder wahr, daß viele von Polizians schönsten Gedichten Improvisationen sind und daß sein Orpheus, das erste italienische Drama, innerhalb weniger Tage entstand.

Um Lorenzo und seinen Musenhof recht zu verstehen, denke man sich in das Florenz jener Tage versetzt. Eine Stadt, wo alles nah beisammen wohnt, wie in einem einzigen großen Familienhaus, elegant aber nicht luxuriös, denn die Schaustellung der ungeheuren privaten Reich-

tümer bleibt immer für feierliche Anlässe aufgespart, und dann ist es, als ob sie der ganzen Stadt gehörten. Ein großer Teil des Lebens spielt sich im Freien ab. Bei Festen herrscht noch vielfach der alte Brauch, die engen, noch nicht von Wagen befahrenen Straßen, die ohnehin wie Korridore erscheinen, mit Tüchern zu überspannen und sich zwischen teppichbehangenen Häusermauern wie innerhalb der eigenen vier Wände zu bewegen. Ein in der Academia delle belle arti befindliches Truhengemälde stellt eine solche Hochzeitfeier dar, bei welcher einfach der Platz vor San Giovanni als Festsaal benutzt wird, was die Familienfeier gewissermaßen zu einer öffentlichen macht. Noch ist der Anschein der bürgerlichen Gleichheit festgehalten. Jeder kennt den andern und hat teil an dem, was vorgeht, jedes Talent findet augenblicklich seinen Platz und sein Publikum, und eine feste Tradition von Kultur und Sitte bindet alle zusammen. Es ist ein Treiben und Sprossen auf allen Gebieten des geistigen Lebens, wie es die Welt nur einmal zuvor, in den Blütetagen von Athen gesehen hat. Die wichtigsten Bauten sind eben vollendet oder noch im Werk. Aus den Bildhauerwerkstätten wandert eine neue Welt von Marmor und Bronze nach den öffentlichen Plätzen, den Kirchen



6. Angelo Poliziano

Aus dem Fresko des Domenico Ghirlandajo in Santa Trinita

und Hallen, das Volk drängt sich um die neugeschaffenen Gebilde und hat ein sicheres Auge für ihren Wert. Alle Wände füllen sich mit Gemälden, und die bekannten Gesichter, wovon die Bilder wimmeln, erhöhen noch den intimen Reiz dieser Kunst. Auch den Heiligen der Kirche gab man die Züge edler Florentiner und schöner Florentinerinnen, was freilich wenige Jahre später Savonarolas frommen Zorn entflammte. Und wie Ghirlandajo mit seinen Fresken, so schuf Polizian mit seinen lateinischen Epigrammen eine Galerie berühmter Zeitgenossen; Künstler und Dichter beseelte der gleiche hohe Begriff vom Wert des gegenwärtigen Augenblicks. — Ein Drang nach Schönheit hatte die Menschen alle ohne Ausnahme erfaßt, und es herrschte ein Wettstreit, das Vollkommene zu schaffen, wie ihn heute niemand mehr völlig nachfühlen kann. Jedes Gewerbe strebte zur Kunst, und der niedrigste Handwerker hätte sich geschämt, nicht auch an seinem allerkleinsten Teil zur allgemeinen Veredlung des Lebens beizutragen. Auch an dem bescheidensten Gebilde jener Zeit erkennt man noch die tiefe glühende Liebe zur Sache. Das hohe Ansehen des bildenden Künstlers ist eine Errungenschaft jener begeisterten Tage, wofür das Griechentum kein Vorbild geliefert hatte; es schuf ja auch keine

Muse für die bildenden Künste. — Jedes Organ war zur höchsten Genußfähigkeit erzogen, kein unschöner oder trivialer Gegenstand sollte das Auge beleidigen oder abstumpfen, und die Gesetze des Schönen, die heute mühsam wieder aufgesucht werden, lebten in der genialen Generation als zweite Natur. Die Umgebung, die geselligen Formen, die Kleidung, der Schmuck, der Tanz, die Waffen, auch Spielereien, Embleme, alles erhielt eine künstlerische Pflege. In der Sprache wurde kein unzulänglicher oder zufälliger Ausdruck geduldet. Von dem ganzen ungeheuren Kulturschatz ist dem verarmten Volk nur diese köstliche Sprache geblieben, in der sich höchste Eleganz mit vollkommenster Natürlichkeit, ja Nonchalance vereinigt; die Freude am treffenden, plastischen, schön ziselierten Wort bewahrt sich der Florentiner bis herab in die niedrigsten Schichten noch heute als sein hochgehaltenes Erbteil. Damals aber war diese Sprache das herrliche Gefäß eines neuen und starken, von allen Seiten mächtig einströmenden Inhalts, denn nun drängten sich alle modernen Wissenschaften gleichzeitig ins Leben — während der Humanismus blühte, bereiteten Paolo Toscanellis Entdeckungen auf Galilei vor. Ebenso wie für die Feinheit der gesprochenen Sprache war das Ohr für jeden Reiz der Verskunst empfänglich

und ausgebildet — die Muse des Polizian könnte davon erzählen, wie es ihr später erging, als dieser Geistesfrühling abgeblüht war und ihre rhythmischen Feinheiten und gewollten Unregelmäßigkeiten, die unter keinem Gesetz als dem des Wohlklangs stehen, von den gelehrten, silbenzählenden Editoren verballhornisiert wurden, bis seine Dichtungen nach Jahrhunderten endlich wieder in die Hände eines Dichters, des Carducci, fielen.

Auch die Poesie war jener Zeit eine gesellige Kunst. Von der unzugänglichen spiritualistischen Höhe, in die sie sich verstiegen hatte, holten Lorenzo und seine Freunde sie herunter und stellten sie mitten hinein ins Leben des Tages. Wie Goethe zu seiner Zeit ans deutsche Volkslied, so knüpften sie mit ihrem tiefen Naturgefühl an die rispetti und strambotti an, die noch in allen Gauen Toskanas umgingen, und die Poesie, die sie vom Volke empfingen, gaben sie dem Volke verschönert und vertieft zurück. Sie allein von allen italienischen Dichterschulen kannten und pflegten das echte „Lied", das Lied, wie wir Deutsche es verstehen. Diese Lieder haben zwar nicht die Tiefe und die Kraft, noch die seelenvolle Schwermut unseres deutschen Volksliedes, übertreffen es aber an Grazie, Schalkhaftigkeit, an liebenswürdiger Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit, es

sind die Lieder eines Künstlervolks, das zu spielen weiß und die Dinge nicht allzu tief nimmt. Die Lieder des Magnifico und des Polizian, die der Komponist und Orgelbauer Antonio Squarcialupi und jener berühmte deutsche Musiker Heinrich Isaak, Lorenzos langjähriger Hausgenosse, in Musik setzten, traten augenblicklich in den Kreislauf des florentinischen Lebens ein, es anfeuernd und erregend. Denn es gab damals kein totes geistiges Kapital, dem Leben gehörte alles. Besonders die ballata, das Tanzlied — ja nicht zu verwechseln mit der Ballade nordischen Ursprungs — war geschrieben, um gesungen und getanzt zu werden. Wenn sich am 1. Mai die Blüte der florentinischen Jugend auf der Piazza Santa Trinita zum Tanz versammelte, so schwebte das entzückende Lied des Polizian

Ben venga Maggio
E'l gonfalon selvaggio

wie ein Schwarm geflügelter Liebesgötter durch die Lüfte. Jahrhundertelang hat sich dieses Lied unter der ländlichen Bevölkerung Toskanas lebendig erhalten, als die schöne Sitte des alten Maienfestes längst aus der Stadt Florenz verschwunden war. Dieses Lied, das schönste des Polizian, widerstrebt der Uebersetzung, wie im Grunde jede

höchste lyrische Offenbarung, die stets der Genius ihrer Sprache selbst gedichtet hat. Wer wollte „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" in ein fremdes Gewand kleiden? Der Sinn läßt sich freilich immer wiedergeben und auch ein gewisser Wohlklang, nicht aber der Eindruck aufs Gemüt, den eine ganz bestimmte Reihenfolge von Vokalen hervorbringt, noch die Nebenvorstellungen, die durch ein bestimmtes Wort geweckt werden. Unter gonfalon ist der aufgepflanzte Maien zu verstehen als das grüne Banner des Lenzes, aber das deutsche Wort drückt nicht zugleich das Schwellende, Langhinwallende aus, das in dem italienischen liegt und gleich den frischen Hauch des Lenzwindes mitbringt.

Die ballata war auf toskanischem Boden seit grauem Altertum einheimisch als glücklich gewahrtes Erbe eines feinhörigen Volkes, das unter freiem Himmel lebt. Da rinnen die drei Schwesterkünste von selbst zusammen: der Vers jauchzt auf im Gesang, und der Gesang entfesselt seine volle Harmonie im Rhythmus leichter jugendlicher Glieder. Lorenzo bemächtigte sich dieser Gattung, die Polizian nach seiner Art aufgriff und zur höchsten Vollendung führte. Häufig wurden die Tanzlieder auch unmittelbar für den Gebrauch des Augenblicks improvisiert.

Bei den Festen, in den Hallen und Gärten der neu entstandenen Paläste kamen die donne gentili und die giovani adorni zusammen und sangen sich unter den Wechselfiguren des Tanzes die Strophen des Polizian und des Medici zu. Es ist wie eine Kulthandlung, an der nur die Eingeweihten sich beteiligen dürfen:

Gott Amor sei in unsres Tanzes Mitte,
Und wer nicht liebt, der wende seine Schritte.

Der Mürrische, der Eifersüchtige, der Gleichgültige sind aufgefordert sich zu entfernen. Wie viel geschmeidigen Anstand erwartete man von dem Tänzer, und welch schalkhaftes Spiel konnte er treiben, wenn er in einem Kreise schöner Frauen eine ballata wie diese auszuführen hatte:

Kann mir von diesen Frauen Eine sagen,
Was sich mit meinem Herzen zugetragen?

Von einem schönen Weib ist es entflogen,
Das ihm für Liebe schlechten Lohn gespendet,
Doch auf dem Heimweg ward es abgezogen
Durch neuen Reiz, der völlig mir's entwendet.
Die Liebe hat es ledig heimgesendet,
Von wem nur ließ sich's unterwegs erjagen?

Gefangen hat es eine edle Fraue
Mit süßen mitleidsvollen Augenstrahlen.
Ich fürchte, daß ich's niemals wieder schaue,
So binden fest die Reize, die es stahlen.
Gerufen hab' ich's schon zu tausendmalen,
Bei ihr doch bleibt's, bei ihr ist sein Behagen.

Ihr Frauen, welche mir's von euch genommen,
Sie sei ihm hold und heg' es mit Erbarmen,
Und da es freien Triebs zu ihr gekommen,
Belohne solche Treue sie dem Armen,
Wenn sie es gütig hält im Nest, im warmen,
So wird sich's nie aus ihrer Nähe wagen.

Die ballate waren ein- oder mehrstimmig gesetzt; der durchgehende Reim, an dessen Stelle zuweilen der volle Refrain steht, deutet wohl die wiederkehrende Tanzfigur an. Ihr Inhalt ist sehr mannigfach. Meist gaukeln sie auf der anmutigen Grenze zwischen Galanterie und Leidenschaft hin, zuweilen jedoch fallen sie in die ausgelassene Karikatur, indem sie die treulose Kokette verspotten und der Liebe selbst ein Schnippchen schlagen. — Darum setzen sie einen bei aller Eleganz der Form sehr zwanglosen Unterhaltungston voraus. Auch das Volk sang und tanzte sie auf öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken, denn mit seinen Versen schlang der Magnifico ein

magisches Band zwischen sich und seinem Volke. Auf einem alten Holzschnitt in der frühesten Ausgabe seiner Tanzlieder sieht man dargestellt, wie eine Schar Mädchen ihm mit Gesang und Reigentanz unter den Fenstern seines Palastes Huldigung darbringt; gewiß lebt in diesem Bilde noch eine Erinnerung an die festlich heiteren Tage fort, wo der fürstliche Dichter zugleich der maitre de plaisir seines Volkes war.

Eine besondere Abart der ballata schuf Lorenzo in den canti carnascialleschi. Der altflorentinische Fasching, wie er ihn vorfand, scheint ein monotones und plumpes Ding gewesen zu sein: verkleidete Männer zogen truppweise durch die Straßen und äfften mit Gesang und Gebärden die zum Maienfest ziehenden Frauen und Mädchen nach. Diese dürftigen Anfänge entwickelte er zu dem glänzenden vielgestaltigen mediceischen Karneval, der in der Kunstgeschichte so berühmt ist, der seinem Schöpfer aber den Vorwurf zugezogen hat, sein Volk mit Vorbedacht entnervt und korrumpiert zu haben. In den Kanzelreden Savonarolas mochten solche Anklagen auch am Platze sein, aber die Nachwelt sollte doch psychologischer urteilen. Sie sollte vor allem mit dem Dichtertemperament rechnen, das selbstherrlich ist und sich nicht zu Nebenzwecken gebrauchen läßt.

Wenn der erlauchte Dichter in den canti carnascialleschi seinen frivolen Launen so toll den Zügel schießen ließ, so tat er es, weil dieser Zug von Hause aus in seiner Muse lag. Zum Charakter des Florentiners, den Lorenzo in allen seinen Schattierungen repräsentiert, gehört die Freude an der Zweideutigkeit mit; eine Boccaccio-Ader geht durchs ganze Volk. Die Texte, die der Magnifico zu seinen Maskenzügen dichtete, hätten in der Menge keinen so jauchzenden Anklang gefunden, wären sie nicht so echt florentinisch gewesen. Indessen fehlte auch hier die höhere Gattung nicht. Zum „Triumph des Bacchus und der Ariadne" schenkte Lorenzo seinem Volk jenes unvergeßliche dionysische Fest- und Jubellied:

Quant' è bella giovinezza

das in seinem stürmischen Schwung so schön die wegfliegende, unwiederbringliche Stunde ausdrückt und durch dessen wehmütig-trotzigen Refrain

Di doman non c' è certezza

schon eine Ahnung von dem nahen Ende dieser ganzen Jugendherrlichkeit zieht.

Um es in seiner ersten Frische zu genießen, müssen wir uns die Stunde zurückrufen, wo es zum erstenmal durch die Straßen erscholl: einen

Winternachmittag im alten Florenz, die engen menschenwimmelnden Gassen von einer festlichen Reiterschar erfüllt, den Triumphwagen mit dem dionysischen Paar, das Schwärme von Satyrn und Bacchantinnen umgeben, als Gefolge den wackelnden Silen und Midas, der die langen Ohren hängen läßt, sowie eine Schar musizierender Epheben, und nun auf mächtigen Schwingen über alle hinbrausend das Bacchuslied:

Lebt und liebt in Jugendwonne!
Bald vermodern wir im Grunde.
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Bacchus kommt mit seiner Trauten,
Beide schön und freudesprühend,
Was des Schicksals Wetter brauten,
Immer eins dem andern glühend.
Auch die Nymphen jugendblühend
Sind entzückt von Herzensgrunde.
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Diese muntern Faunenrotten,
Um die Nymphen zu bezwingen,
In den Büschen, in den Grotten
Lauern sie mit hundert Schlingen.

Bacchus treibt sie jetzt zum Springen,
Stampfend tanzen sie die Runde.
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Und die Nymphen leiden's gerne,
Daß die Satyrn sie erhaschen,
Nur ein Herz vom Guten ferne
Schlüpft dem Amor durch die Maschen.
Jetzt vereint im Takt, im raschen,
Tanzen, wirbeln sie die Runde.
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Wie ein Faß auf Eselsrücken
Schwankt Silen bezecht und munter,
Ob ihn Wanst und Jahre drücken,
Treibt's der Alte bunt und bunter.
Fällt er manchmal auch herunter,
Lacht er doch aus Herzensgrunde:
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Hinter diesem Trunkenbolde
Zeigt sich Midas von den Kühlen,
Was er anrührt, wird zu Golde,
Doch was hilft's, in Schätzen wühlen!

Kann der Mensch noch Freude fühlen,
Wenn die Zung' ihm klebt im Munde?
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Hör' ein Jeder, was ich sage:
Keiner kümm're sich ums Morgen!
Mann und Weib an diesem Tage
Lebe froh und leidgeborgen!
Tut sie ab, die blassen Sorgen!
Tanzt und jubelt in der Runde!
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.

Mädchen und verliebte Knaben,
Hoch der Wein und hoch die Liebe!
Laßt uns Lust die Fülle haben!
Gebt das Herz dem süßen Triebe!
Weg die Mühn, die Freudendiebe!
Dem Verhängten schlägt die Stunde.
Jubelt heut im Freudenbunde!
Keiner kennt die nächste Sonne.
Lebt und liebt in Jugendwonne!
Bald vermodern wir im Grunde.

An der Ecke der Via larga erreicht die bacchantische Lust, die alles fortreißt, ihren Gipfel,

prasselnd fliegen die Fackeln in die Luft und stecken die kahlen Aeste einer Pappel, die vor dem Mediceerpalaste steht, in Brand. Im Frühjahr wird der versengte Baum neue Blätter treiben, und Polizian, der allenthalben mediceische Zeichen und Wunder sieht, wird das Ereignis in einem lateinischen Epigramm feiern. Vor unsern Augen aber ist der Vorhang weggezogen, der damals den Blicken der Freudetrunkenen jenes „Morgen" noch verhüllte. Und wir sehen einen andern Karneval heranrücken, einen trübseligen, von Mönchen ausgeheckten, der in schauriger Weise den mediceischen Karneval parodieren wird. Ein „Triumphzug des Todes" zieht durch die Straßen, den Festwagen mit Särgen vollgetürmt, die auf ein gegebenes Zeichen sich öffnen, heraus steigen die Gerippe und stimmen nach der Melodie des Bacchusliedes einen Bußgesang an:

Tote sind wir, wie ihr sehet,
Was wir sind, ihr sollt es werden. —

Und unter den geistlichen Gesängen, mit denen das erschütterte Volk antwortet, erschallen vielleicht des dahingegangenen Magnifico eigene Lauden, der seinem Volk für jede Stimmung, für

den höchsten Jubel wie die tiefste Zerknirschung, die Zunge lieh.

Doch noch einen Augenblick, bevor die Asche darauf niederfällt, halten wir das strahlende Bild der mediceischen Tafelrunde fest. Noch haben wir nicht alle ihre Mitglieder gesehen. Neben dem Dioskurenpaar Lorenzo und Polizian erscheint das scharfumrissene Profil des genialen Spötters Luigi Pulci, des begabtesten unter drei Dichterbrüdern. Wir kennen ihn schon aus der „Falkenjagd", wo er mit seiner kühnen Nase die Pferde scheu macht und die Sonettenwut ihn abseits treibt, daß er sich zerstreut und dichtend in die Büsche verliert. Er ist der Erfinder des komischen Epos und der Erste, der die Ritterromantik ins Burleske zog. Auch ihm ist die Poesie vor allem ein geselliges Vergnügen, er will mit seinem bizarren Humor sich selber und die Freunde unterhalten. Weshalb er von seinen Landsleuten als Dichter über Lorenzo gestellt wird, gestehe ich nicht zu wissen. Auch der beste Witz veraltet, während die Poesie unsterblich ist. Der Morgante Maggiore hat seine Zeit gehabt, bis vor den ewig menschlichen Gestalten des Ariost, die gleichwohl ihm ihren Ursprung danken, die Figur des täppischen Riesen verbleichen mußte. Daß Lord Byron an dem Gedichte ein besonderes Gefallen fand

und es sogar zu übersetzen versuchte, erklärt sich aus gewissen gemeinsamen Zügen der beiden Dichter. Es ist entschieden etwas Verwandtes in der kavalièren Art, wie sie mit Personen und Dingen umspringen, auch in der köstlichen Familiarität ihrer von komischen Einfällen reichen Sprache. Nur daß der Florentiner nicht so gallig ist wie der Brite, weil ihm die menschlichen Unzulänglichkeiten offenbar ein inniges Vergnügen bereiten. Wenn im übrigen Messer Luigis Gedicht nicht mehr so unmittelbar genossen werden kann, so mag sein Schatten sich darüber trösten. An dem freudigen Beifall, den er im Mediceerhause fand, wenn er dort des Abends im Kreis der Madonna Lucrezia die neu entstandenen Gesänge vorlas, hatte er seinen Lohn dahin. Da zündete jeder Witz, und jede geistreiche Anspielung oder komische Erfindung tat ihre augenblickliche Wirkung. Die fromme Dichterin nahm auch an den gelegentlich mit unterlaufenden Gottlosigkeiten, die dem Verfasser den Ruf des Atheismus zuzogen — etwas in damaliger Zeit ganz Unerhörtes — keinen Anstoß, sondern drängte den Dichter durch ihre eifrige Teilnahme zur Fortsetzung, wogegen freilich Savonarola wenig Jahre später den Morgante des Scheiterhaufens würdig fand. Sie stand zu ihres Sohnes Freunden auf mütterlich ver-

trautem Fuß, die gute Madonna Lucrezia, — im Gegensatz zu ihrer feudalen römischen Schwiegertochter, die sich nie so ganz in den florentinischen Ton finden konnte, und wenn der Sohn gerade nicht zugänglich oder nicht erreichbar ist, so wenden sich die ewigen Wünsche, Klagen und Bedrängnisse an seine Mutter. Alle schütten ihr das Herz aus, und was etwa zu unbescheiden oder zu kitzlig ist, um es direkt vor Lorenzo zu bringen, das nimmt den Umweg über Frau Lucrezia. Und wozu das Staatsoberhaupt für die Freunde herhalten mußte, ersieht man aus deren Korrespondenzen. „Ich habe ihn ja schon daran gewöhnt, mit mir Geduld zu haben," schreibt einmal Polizian an Lucrezia, „so oft habe ich ihn angehen müssen, da er sich meine Not zu Herzen genommen hat und sich vorgesetzt, meinen Unstern zu überwinden." Bald soll er bei der Steuerbehörde vermitteln, bald einem verurteilten Verwandten Begnadigung erwirken, dem ein Amt verschaffen, jenem ein Darlehen verlängern lassen, den eingefleischten Hagestolz und Weiberfeind Luigi Pulci soll er gar in den Hafen der Ehe lotsen. Unermüdlich scheint Lorenzos Wohlwollen für die Freunde, seine Nachsicht gegen ihre Eigentümlichkeiten gewesen zu sein. An Polizian, dem unglücklichen, von Madonna Clarice aus dem Hause gejagten Pädagogen, wird



7. Luigi Pulci und Matteo Franco

Zwei Porträts aus dem Ghirlandajo-Fresko von Santa Trinita

(Nach: A. Warburg, Bildniskunst und florentinisches Bürgertum)

er keinen Augenblick irre, sondern findet inmitten der dringenden politischen Gefahren noch Zeit, seine Lebenslage anderweitig zu sichern. Eine anständige Versorgung gab es für die Literaten nur innerhalb der Kirche, deshalb war es Lorenzos ständige Bemühung, seine Schützlinge mit geistlichen Aemtern und Benefizien auszustatten, und es wurde nicht stark danach gefragt, wie sich das Priestergewand mit ihren sonstigen Gewohnheiten vertrug. Polizian als neugebackener Pievano schildert in einem halb komischen, halb ärgerlichen Schreiben, wie die Zudringlichen, die ihn täglich überlaufen, um sich lateinische Sprüche, Embleme, Epigramme u. s. w. zu erbitten, ihm kaum die Zeit lassen, in Eile sein Brevier herunter zu leiern. Leo X. hat nachmals das väterliche Beispiel ins Große getrieben, indem er die literarischen Hausfreunde stehenden Fußes zu Kardinälen machte, und wenn Polizian lange genug gelebt hätte, um seinen ehemaligen Zögling auf dem päpstlichen Stuhle zu sehen, so wäre ihm der Purpur so wenig entgangen, wie dem Bibbiena oder dem Bembo, die ihre Würde auch nicht ihren Verdiensten um die Kirche dankten.

Ebenso wie Polizian hat auch der unruhige Luigi Pulci immer etwas zu wünschen, zu fordern, zu klagen, bald für sich, bald für seine Brüder,

Greuels? Aber ich will auch ein Schurke werden, wenn das der Weg in Eure Herzkammern ist." Noch leidenschaftlicher gebärdet sich Luigi Pulci, dem der Zorn Fieberanfälle verursacht. Lorenzo aber steht unbeirrt in all dem Aufruhr, er, der glückliche Erfinder der Gleichgewichtspolitik, weiß auch die hadernden Freunde auseinander zu halten und jedem das Seine zu geben.

Sonst aber waren die Sängerwettkämpfe, die im Palazzo Medici ausgefochten wurden, friedlicher Art. Inmitten der Wirren, die auf die Verschwörung der Pazzi folgten, erließ Lorenzo den Aufruf zu einem Sonettenturnier über das Thema: Amor und Fortuna. Drei von der mediceischen Tafelrunde, darunter natürlich Polizian, nahmen den Handschuh auf, indem sie Lorenzos Sonett paraphrasierten und mit Scharfsinn und Schmeichelei kommentierten. Der poetische Wert dieser halbgelehrten Spielereien ist freilich gering, es war dabei offenbar mehr auf eine Gymnastik des Geistes abgesehen, die denselben in der qualvollen Seelenspannung frisch und beweglich halten sollte. Höchst reizvoll und originell muß dagegen das cantare improvviso gewesen sein, das im Mediceerkreis im Schwange war und überhaupt, wie es scheint, zur eleganten Erziehung mit gehörte. Nach der Abendmahlzeit, wenn die Geister

der philosophischen Debatten müde waren, griff man zu den Musikinstrumenten und zog singend und schwärmend in die sternenhellen Straßen hinaus, der Medici selbst samt Polizian und den anderen Freunden, unter denen der heitere Baccio Ugolini, der Liebling des mediceischen Kreises, als Improvisator den größten Ruf genoß. Auch jener Cardiere, der nach Lorenzos Tod die unglückverkündende Geistererscheinung hatte, gehörte zur Gesellschaft. Es wurden Serenaden vor den Fenstern schöner Damen gebracht, wobei das musikliebende Volk sich zutraulich unter die vornehmen Sänger mischte. Die Texte der Lieder waren ein Erzeugnis des Augenblicks, und ein jeder mußte bereit sein, einem jeden sofort in der angeschlagenen Tonart Antwort zu geben. Das cantare improvviso war noch lange danach eine Lieblingsunterhaltung der Florentiner. Aus dem Benvenuto Cellini kennen wir jenen gewandten Improvisator, dem der einsame Michelangelo des Abends durch alle Straßen und in alle Kneipen nachging, um ihn zu hören. — Lorenzo selbst war ein Meister in dieser Kunst: als er sich zur Badekur in Porretta aufhielt, erschien Baccio Ugolini unerwartet daselbst, um ihm Gesellschaft zu leisten, und es war ein Fest für die ganze Umgebung, wenn die beiden des Abends gegen-

einander im Stegreif sangen. Auch sein Sohn Piero erbte das Talent; Polizian war nicht wenig stolz auf seinen Schüler, als der Jüngling ihn eines Abends mit einer Schar anderer Improvisatoren in seinem Hause überfiel und dem poetischen Fechtmeister mit seinen „Motti“ und seinem „rimbeccare“ so wacker zu Leibe ging, daß dieser in ihm das väterliche Genie zu erkennen glaubte. Die „Motti“ waren wie die Tiroler „Schnadahüpfln“, nur in unendlich verfeinerter Form, irgend eine allgemeine Sentenz mit persönlicher Anwendung, das „rimbeccare“ die Erwiderung hierauf, welche den Angriff des Gegners gleichfalls durch eine Sentenz aufnehmen und zurückweisen mußte. Großen Wert legte man auf das Improvisieren, als auf eine Schule des Witzes und der Schlagfertigkeit, wodurch die jungen Leute geübt wurden, alle persönlichen Gaben zur augenblicklichen Verfügung zu haben. Wie man auf der Straße nicht unbewaffnet ging, mußte man auch im Gespräch immer auf der Parade liegen, denn eine scharfe Zunge war von je Spezialität der Florentiner. Ohne ein Quentchen Salz gefielen auch die Frauen nicht; wenn Lorenzo de' Medici die Reize der idealen Geliebten schildert, vergißt er nicht das dolcemente mordere.

Versteht sich, daß die Stegreifdichtungen bisweilen auch ernsten Inhalt hatten und einem feierlichen Anlaß dienten. Bei Lorenzos Rückkehr von seiner halsbrecherischen neapolitanischen Reise, als Polizian sich durch die jubelnde Volksmenge nicht bis zu dem Ankömmling durchdrängen konnte, ging er hin und dichtete stehenden Fußes die schönen lateinischen Distichen, in denen die mächtige Erregung des Augenblicks nachzittert:

O wie wünscht' ich die Hand des Heimgekehrten zu drücken!
Und dem Frohen wie froh hätt' ich Willkommen gesagt!
Doch kaum fassen des Volkes Gewühl die geräumigen Hallen,
Von der Begrüßenden Schwall zittert das mächtige Haus.
Rings umdrängt ihn die Schar der purpurtragenden Väter,
Er ob allen erhöht steht mit der ragenden Stirn.
Was nur beginn' ich? Tret' ich hinzu? Mich hindert die Menge.
Red' ich ihn an? Es erstirbt zagend im Munde das Wort.
Nur ihn zu seh'n ist vergönnt, der hoch ob allen emporragt,

Dieses alleinige Recht läßt mir der neidische Schwarm.
Wie von erhabener Stirn sich Glanz der Hoheit verbreitet,
Wie sich vom göttlichen Mund strahlende Helle ergießt!
Freudig erglänzt sein Gesicht; mit Hand und winkendem Haupte
Gibt er, mit Augen und Mund, freudige Grüße zurück.
Nichts vermag ich. Und doch den schuldigen Dienst zu verrichten,
Drängt der Sitte Geheiß, drängt mich des Herzens Begehr.
Geht, ihr Verse, und sagt's dem Mediceer, dem teuren:
Diesen geflügelten Gruß sendet dein Angelus dir.

Wie Lorenzo sich überall persönlich einsetzte, wo es galt, den Freunden zu nützen, so konnte er auch auf sie zählen, wie auf lauter Wiederholungen seines Ichs. Die Leidenschaft, womit sie an ihm hängen, hat etwas vom Ungestüm der Liebenden an sich. Ist Lorenzo fern, so scheint der ganzen Gesellschaft der Lebensnerv zu fehlen, kaum daß es sich verlohnt, einen guten Einfall zu haben, den er nicht hört. Einzige Stellung eines Protek-

tors, von dem zugleich jede materielle Wohlfahrt und alle geistige Anregung ausgeht! „Welchem Himmelslicht," redet ihn einmal Polizian in seinen lateinischen Versen an, „hast du den Glanz deiner Augen entwendet? Wenn du die geliebten Lichter auf mich wendest, so fühle ich alle Wonnen vereint in meiner Brust. Leicht sind mir dann die Musen zu Willen, und heller strahlt mir das Tagesgestirn. Aber wenn du die geliebten Lichter abwendest, so versagen sich mir die Musen, und die Sonne verdunkelt ihr Licht. Warum wendest du sie ab, Lorenzo? Gib, o gib, ich flehe dir, meinen Augen das Licht, gib mir die Freuden wieder, die du Neidischer mir genommen hast — aber schnell!"

Das ist nicht die Sprache höfischer Untertänigkeit, wie sie etwa ein Tasso gegen den fürstlichen Gönner führt; wie kalt, wie künstlich und verschnörkelt sind dessen poetische Huldigungen an den Estenser! Freilich fehlte es der Muse des Polizian an Stolz, und niemand kann bestreiten, daß sein Charakter seinem Genie nicht ebenbürtig war. Wenn man sieht, wie er in die lateinischen Stilübungen, die er dem jungen Piero diktierte, neben allerlei Neuigkeiten und Stadtklatsch auch seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse mit einfließen ließ, um an dem Knaben gelegentlich einen

Fürsprecher zu haben, oder ihn für die Zeit seines Mündigseins auf die Erwartungen und Ansprüche des Lehrers vorzubereiten, so wird man sogar geneigt, die Maßregel der Madonna Clarice, als sie den Pädagogen eines Tages in Lorenzos Abwesenheit vor die Tür setzte, in minder grellem Lichte zu sehen, denn man begreift, daß der moralische Einfluß seiner Erziehung kein glänzender sein konnte. Aber was Polizian an den Mediceer band, das war neben der Dankbarkeit für den Mann, der ihn dem Elend entrissen hatte, doch vor allem die glühende Verehrung für das stärkere Dichtertemperament, das dem seinigen zur Anlehnung diente. Der Haltlose bedurfte seines Lauro, seines Lorbeers, an dessen Stamm er sich emporrankte, in dessen würzigem, schmucklosem Laub er die ganze Pracht der eigenen überreichen Wunderblüten entfalten konnte. Lorenzo und sein Haus sind der ewige und beste Inhalt der Polizianschen Poesie — der beste, weil der am tiefsten empfundene. Es liegt etwas frauenhaft Anschmiegendes in diesem Dichternaturell und seiner Begeisterung für den mächtigen Freund.

Mit gleicher Zärtlichkeit, aber in männlicheren Tönen, äußert Luigi Pulci seine Liebe zu Lorenzo. Schon seine Herkunft aus einem altadligen, wenn auch verarmten Geschlecht und seine höheren

Jahre weisen ihm eine selbständigere Stellung an. „Du bist und bleibst ein guter Junge und mein Lauro", schreibt er mit einer kameradschaftlichen Vertraulichkeit, die Schreiber wie Adressaten ehrt. Noch um eine Färbung leichter und intimer ist freilich der Ton gegen Giuliano, auf den das Prädikat eines „guten Jungen" auch augenscheinlich besser paßt. Auch für Luigi Pulci ist das höchste Glück Lorenzos Gegenwart. „Mein Los ist, dich zu lieben und wenig in deiner Nähe zu sein," klagt er das eine Mal, und das andere Mal ruft er in einem wahren Verzweiflungshumor: „Wenn du mich vergäßest, würde ich mich selbst vergessen!" — Daß auch er gelegentlich in des Freundes literarische Fußstapfen trat, indem er die Nencia da Barberino durch die noch handgreiflichere Beca da Dicomano überbot, ist ihm als Servilismus gegen den erlauchten Autor ausgelegt worden. Aber die Nencia ist dem Pulci so aus dem Herzen geschrieben, daß es vielmehr zu verwundern wäre, wenn er diese Tonart nicht aufgenommen und fortgeführt hätte. Auch läßt sich bei so engem literarischem Verkehr das Mein und Dein nicht ohne weiteres durch Prioritätsrecht sondern.

Einer lebte in diesem Kreis, der die andern alle überglänzte und der dem Medici auch im

Leben als Gleicher gegenüberstand: Giovanni Pico Graf von Mirandola. Seine Stellung als jüngerer Bruder des regierenden Herrn von Mirandola und seine hinreißenden persönlichen Eigenschaften schienen ihn auf eine glänzende Rolle im öffentlichen Leben hinzuweisen, ein innerer Zwang aber zog ihn unwiderstehlich zu den schwersten geistigen Problemen. An ihm ist wie an so vielen seiner großen Zeitgenossen vor allem die Stärke des Instinkts zu bewundern, die ihn schon als Knaben auf die ihm gemäße Bahn führte. Mit vierzehn Jahren hatte das fürstliche Wunderkind sich nach Bologna begeben, um Rechtswissenschaft zu studieren, und von dort trieb es ihn rastlos auf italienischen und französischen Universitäten umher, wo er sich der Reihe nach philosophischen, theologischen, linguistischen und literarischen Studien widmete; ein phänomenales Gedächtnis unterstützte diesen unersättlichen Wissensdrang. So trat er denn, als kaum Erwachsener, wie Marsilio Ficino, der Platoniker, wie Polizian, der Dichter-Philologe, völlig fertig auf den Plan. Als er zwanzigjährig in Florenz erschien, hatte er schon einen leisen Anflug von Weltmüdigkeit, der ihn aber doch nicht hinderte, sich in einen romantischen und halsbrecherischen Liebeshandel zu verstricken, aus dem er eben noch mit heiler Haut entkam. Ganz Florenz begeisterte

sich für den fürstlichen Jüngling, der im höchsten Grad die Gabe der Anziehung besaß. Nicht einmal Savonarola konnte ihm widerstehen. Schon sein Aeußeres bezauberte. Er war schön und stattlich gewachsen, vom edelsten Gesichtsschnitt, mit heller Haut und weißen Zähnen, und in seinen Mienen schien nach Polizians Zeugnis „etwas Göttliches zu leuchten". Aber dieses Licht brannte so stark, daß feinfühlige Naturen sich dabei eines leisen Bangens nicht erwehren konnten. Alles an ihm erschien bedeutungsvoll und wie vorher bestimmt. Marsilio Ficino, der griechische Weise, sah in seinem ersten Zusammentreffen mit dem jugendlichen Pico lauter Wunderzeichen. Pico, dem man oft eine abstruse Vielwisserei vorwirft, war weit entfernt, sich die fertigen Disziplinen um ihrer selbst willen anzueignen, er suchte nur die weitesten und freiesten Standpunkte, um von da aus die Grundlinien einer neuen Weltanschauung zu ziehen. Was keinem der Gelehrten von Profession damals einfiel, das schwebte dem jungen Fürstensohn als das Ziel vor, dem er seine kurze Lebensfrist widmete: er wollte alle je dagewesenen philosophischen Systeme und Religionen ergründen und sie zu einer großen, im Christentum gipfelnden Einheit zusammenfassen. Mitten in dem Streit zwischen scholastischer und humanistischer Bildung

schob er seine Grenzen weit über die feindlichen Lager hinaus in eine Ferne, die den Zeitgenossen Schwindel erregen mußte. Daß das Christentum und der Platonismus wesentlich eins seien und bestimmt, einander zu ergänzen, war der Grundgedanke der platonischen Schule von Florenz; Pico ging viel weiter, indem er aus jeder abgedorrten Gedankensaat den lebendigen Keim retten, in allen geistigen Mächten, die jemals wirksam waren, die Grundidentität nachweisen wollte. Er hatte sich der orientalischen Sprachen bemächtigt, um auch Talmud und Kabbala in den Bereich seiner Forschung zu ziehen, und angetan mit dem gewaltigen Rüstzeug seines Wissens unternahm er es, griechische Philosophie, jüdische Geheimlehre und die Mythen aller Völker mit dem Kirchenglauben unter einen Hut zu bringen, indem er das Widerstrebende durch allegorische Deutung und das Unbekannte durch Analogie erklären wollte. Er reiste nach Rom und erbot sich, ein philosophischer Don Quichotte, in neunhundert kühnen Thesen de omni re scibile die Wahrheit seiner Meinungen gegen jedermann öffentlich zu verteidigen. Seine Absicht sollte ihm aber schlecht bekommen: in Rom zog sich ein Gewitter über seinem Haupte zusammen. Der Papst verbot nicht nur die Disputation, sondern setzte auch das Buch, das die

berühmten neunhundert Thesen enthielt, auf den Index, und der Verfasser selbst entging nur mit knapper Not einem Ketzergericht. Der energischen Verwendung Lorenzos gelang es zwar, den Uebelangekommenen vor persönlicher Verfolgung zu schützen, die Rücknahme der über Picos Werk verhängten Maßregel konnte er aber, trotz der eben geschlossenen Familienverbindung, bei Innocenz nicht erwirken. Und Pico, seines guten Willens bewußt, doch ohne die Möglichkeit, ihn kurzsichtigeren Geistern zu beweisen, erschrocken vor dem Feuer, das er entfacht hatte, und zu zart, um solchen Stürmen Widerstand zu leisten, zog sich melancholisch in die Einsamkeit der Villa Querceta bei Florenz zurück, die ihm als eine Art Verbannungsort angewiesen war. Daß er seine Liebeslieder verbrannte, ist vielleicht, trotz Polizians Bedauern, für die Poesie kein Schade, denn Pico war eine wissenschaftliche, keine künstlerische Natur. Ein frühzeitiger tiefer Ernst war über den Jüngling gekommen, der indessen trotz der Anfeindungen in seinen theologisch-philosophischen Arbeiten fortfuhr. Lorenzo und der engere Freundeskreis blieben ihm treu, und es gehört zu den schönsten Zügen des Mediceers, wie er sich mit einer Leidenschaft, die keine Scheu kannte, für den mißhandelten Freund einsetzte. Man möge

sich hüten, schrieb er nach Rom, einen Mann von solchen Gaben zur Verzweiflung zu treiben, damit er sich nicht am Ende zu einem auffallenden Schritt gegen S. Heiligkeit hinreißen lasse. „Zwar i ch persönlich," heißt es in dem nachdrücklichen Schreiben weiter „würde wenig dabei verlieren, denn welchen Weg er auch gehe, mir wird er immer zugetan bleiben, wie ich ihm."

Indessen darf man nach dieser kühnen Sprache nicht etwa erwarten, den Schreiber oder seinen Schützling sich in einen Kampf gegen das System, dessen Ausfluß diese Verfolgungen waren, verwickeln zu sehen. Es lag im Charakter jener Menschen und ihrer Zeit, sich nur mit den Persönlichkeiten zu befassen und die geistigen Widersprüche ruhig nebeneinander liegen zu lassen. Derselbe Mäcen, der an der Spitze jedes geistigen Fortschritts stand und dem Pico seine die Kurie so tief verstimmende „Apologie" widmen konnte, nahm auch von einem Vallombrosaner Mönch die Widmung seiner „Wunder des hl. Gualbertus", einer von den wüstesten Teufelsgeschichten strotzenden Schrift, huldvoll entgegen.

Mit Lorenzos Tode verlor Pico seinen besten Halt, und der Anlehnungsbedürftige klammerte sich an einen Engeren und Stärkeren, als er selber war, an Lorenzos großen Gegner Savonarola.

Auch dieser Widerspruch darf nicht befremden, hatte ja der sterbende Lorenzo selbst, ohne von seinem Wesen das geringste aufzugeben, sich noch mit dieser Gewissensmacht auseinanderzusetzen gesucht.

Ein Mönch ist Pico nie geworden. Auch in der Askese behielt er die liebenswürdigen Formen und die Duldsamkeit des Weltmanns, sowie einen Teil des äußeren Glanzes bei. Mit Marsilio Ficino und Polizian blieb er in engem Verkehr bis zuletzt und verwandte seine großen Einkünfte teils zum Büchersammeln, teils zu wohltätigen Stiftungen. Eine prophetische Frau hatte einst bei seinem Anblick geäußert, er werde um die Zeit der Lilien sterben. Am Tag, wo Karl VIII. von Frankreich in Florenz einzog, dem „Tag der Lilien", wie die Florentiner sagten, verschied Pico, zweiunddreißigjährig, in den Armen Savonarolas. Im Kloster San Marco wurde er im weißen Dominikanerhabit, das er lebend niemals hatte anlegen wollen, begraben, wenige Schritte von der Stelle, wo zwei Monate früher Polizian gleichfalls in der Dominikanerkutte beigesetzt worden war. Fünfzig Jahre später sollte die kleine stille Kolonie im Kloster San Marco noch einen weiteren Zuwachs erhalten, da der Letzte von dem mediceischen Dichterkreis, Girolamo Benivieni, neunundachtzigjährig,

sich zu seinem Pico, der ihm lebend unzertrenn-lich vereint gewesen, ins gleiche Grab betten ließ.

Pico von Mirandola ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, daß das geistige Temperament dem physischen nicht immer zu entsprechen braucht. An seiner Persönlichkeit ist alles Feuer und quellendes Leben, aber der Boden seines Geistes trägt viel dürres Holz. Seine Zeit freilich dachte darüber anders; selbst der sonst nicht allzu bescheidene Polizian lehnte den Vergleich mit Pico ab, als zu hoch für ihn. Er ahnte nicht, daß von jenem dereinst dicke Bände voll unfruchtbarer Gelehrsamkeit unberührt in den Bibliotheken verstauben würden, während an seinen eigenen Versen noch späte Jahrhunderte sich berauschen. Und doch lag Picos Wollen ein großer und tiefer Zug zu Grunde, worin er seine Zeitgenossen weit überflügelte. Er ahnte die Umrisse einer künftigen, Auf- und Niedergang umfassenden Weltkultur; und er fühlte, er allein von allen, unter der Vielheit der Erscheinungen die Einheit aller Dinge. Aber es waren verfrühte Gedanken, die er in keine Formel zu bringen vermochte, weil seiner Zeit die Mittel dazu fehlten, ähnlich wie Leonardo sich mit Erfindungen trug, für die Physik und Mechanik nicht reif waren. So steht er als einsamer Sonderling in der Kulturgeschichte.

Mehr aus der begeisterten Liebe und Anhänglichkeit seiner Freunde, als aus dem, was von ihm übrig ist, lassen sich die bezaubernden Züge seiner Persönlichkeit erkennen.

Das gleiche Jahr sah neben Pico von Mirandola und Polizian auch den heiteren geselligen Baccio Ugolini sterben — alle drei in der Blüte der Jahre. Luigi Pulci war schon früher gegangen, „das Korn wachsen hören", man weiß nicht wann und wie. Der ganze mediceische Dichterfrühling war bestimmt, in ein vorzeitiges Grab zu sinken. Lorenzo selbst eröffnete den Reigen. Von der Lebenszähigkeit seiner Ahnen war nichts auf ihn übergegangen. Der schmerzliche Zwiespalt eines Geistes, der sich auf der Höhe der ewigen Ideen halten möchte und doch zugleich in den traurigen Winkelzügen weltlicher Klugheit heimisch sein muß, die Zersplitterung eines Menschen, den die Natur zum Dichter und Seher gemacht hat, den Geburt und Verhältnisse aber sowie der eigene Wille mit der Regierung belasten, mit einer Regierung, die umsomehr Geistesaufwand erfordert, als sie keine formell anerkannte, sondern nur eine durch die Tatsache sich erweisende, täglich neu zu erringende und zu bekräftigende ist — diese unerhörte Doppelexistenz verzehrte schnell die Kräfte. Der tödliche Ueber-

druß am Leben, das Suchen nach dem „höchsten Gut" in den Lauden, das sich in eine fast Schopenhauerische Sprache kleidet, was ist es anders, als der Schrei der Seele nach dem Ideal?

Der Durst, der stets uns quält, ist nicht zu stillen
Aus dieses, jenes Bächleins Murmelfluten,
Er brennt und wächst im trüben irdischen Willen,
Der Quell nur, der lebendige, löscht die Gluten.
Kann ich den ewigen Lebensquell erreichen,
Dann werd' ich trinken, und der Durst wird weichen.

Ist es möglich, diese Töne für bloße artistische Versuche nach der religiösen Seite zu nehmen? — Als sein Leben zur Neige ging, dichtete er noch das Schauspiel San Giovanni e Paolo, das gewissermaßen als sein politisches Testament zu betrachten ist. Es wurde für die Brüderschaft von San Giovanni geschrieben, und Lorenzos eigene Söhne traten darin auf. In diesem Stück, das von Todestraurigkeit durchweht ist, haben sich ganz im Gegensatz zu seinen übrigen Dichtungen, die nur den *Menschen* Lorenzo spiegeln, die Prinzipien und Erfahrungen des *Herrschers* niedergeschlagen. Die Lehren, die der scheidende Constantin seinen Söhnen hinterläßt, sind augen-

scheinlich auf Piero gemünzt, und mit ähnlichen Gedanken wie der Held des Stückes mochte damals der Dichter selbst auf den Erben seiner Herrschgewalt blicken:

Ihr werdet's fühlen, wieviel Not und Schmerzen
Die Herrschaft bringt, die euch so sehr am Herzen.

Solche Stimmen, wie sie Constantin II. nach dem Tode seiner Brüder zu hören bekommt, mußten einst nach der blutigen Katastrophe im Dom von Florenz auch in Lorenzos Ohren und vielleicht in seiner Seele geklungen haben:

Weiß Einer, was ihm frommt? Wie oft hienieden
Hat zwischen Brüdern Zwiespalt sich entzündet!
Vielleicht beweinst du deines Vaters Söhne,
Damit, was Vieler war, dich Einen kröne.

Denn was der Mensch niemals gestehen würde, der Dichter ist gezwungen, es aller Mit- und Nachwelt auszusprechen.

Lorenzos Tod war die Sonnenwende der italienischen Renaissance. Wohl reiften noch die herrlichsten Werke in den Hochsommergluten, aber sie atmen nicht mehr die frohe Zuversicht des steigenden Jahres. Aus der Stadt des Lebens,

Die Bella Simonetta



8. Simonetta (?)

Handzeichnung des Leonardo da Vinci

(Nach: H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke)

Dunkles Trauergeleit enttrug Simonetta, die schöne,
Süß noch hauchte der Reiz ihr vom erblichenen Mund,
Amor lauerte nah und warf, da keiner sich wahrte,
Von dem geschlossenen Aug' tausend Geschosse ins Volk.
Tausend Herzen bestrickt' er mit Schein des lächelnden Lebens,
Trotzend sprach er zum Tod: mein ist die Schöne noch jetzt.
Mein ist die Schöne noch jetzt, nicht hast du sie ganz mir entrissen,
Sieh, noch auf traurigem Schrein kämpft Simonetta für mich. —
Sprach's und schluchzte, denn nun erkannte der Knabe, die Stunde
Sei für Tränen allein, nicht für Triumphe bestimmt.

Angelo Poliziano.

Durch den Zaubergarten der florentinischen Frührenaissance schwebt eine ätherleichte Frauengestalt. Obwohl von Fleisch und Bein, berührt sie mit der Sohle kaum den Boden und scheint „such stuff as dreams are made of". Als blumenstreuende Frühlingsnymphe wandelt sie durch die Bilder Botticellis und durch die Gesänge des Polizian. Doch obwohl sie eine unauslöschliche Spur hinterlassen hat, ist über ihre Persönlichkeit der Schleier der Vergessenheit gebreitet. Bei den Dichtern heißt sie die „bella", auch die „diva" Simonetta, und die Ueberlieferung nennt sie die Geliebte des Giuliano de' Medici. Das ist fast alles, was man von ihrem Leben weiß. Ihr früher Tod hat sie ganz ins Reich der Poesie entrückt und ihr den Platz neben ihren berühmteren Schwestern Beatrice und Laura angewiesen.

Es war ein Tag der Trauer für die Stadt Florenz, als am 27. April 1476 die schöne Simonetta im offenen Sarg, damit die Sonne noch einmal ihre Schönheit beleuchte, nach der Kirche Ognissanti zu Grabe getragen wurde. Wo der Zug vorüber kam, drängte sich das Volk um die Bahre und machte mit seinem Zustrom das Totengeleit einem Triumphzug ähnlich; „und wer die Schöne lebend kannte, der wurde nicht nur zur Trauer, sondern mehr noch zur Bewunderung be-

wegt, daß sie den Liebreiz, der im Leben unvergleichlich schien, im Tode noch überbot, wer sie aber nie zuvor gesehen hatte, den faßte ein schmerzliches Bedauern, daß er eine solche Schönheit nicht früher gekannt hatte, ehe sie der Welt auf immer entrissen war, und daß er sie nur sehen durfte, um sie auf ewig zu beweinen."

Mit diesen Worten schildert Lorenzo de' Medici den Eindruck dieses Trauerfalls auf seine Mitbürger, und nachdem er die Frühgeschiedene als das Urbild aller weiblichen Grazie und Holdseligkeit gezeichnet und ihren Tod ein „öffentliches Leid" genannt hat, erzählt er, wie alle florentinischen Talente in Versen und Prosa wetteifernd diesen herben Verlust beklagten und wie ein jeder nach seinem Vermögen sich bemühte, die Tote zu feiern. Von diesen Bemühungen ist noch eine Reihe mehr oder minder glücklicher Proben aus den Federn damaliger Hof- und Gelegenheitsdichter erhalten. Lorenzo ging selbst mit dem Beispiel voran, aber nicht ihm, sondern dem jugendlichen Sänger von Montepulciano verdankt Simonetta ihre Unsterblichkeit. Seine schöne Elegie Dum pulchra effertur nigro Simonetta pheretro ist diesen Zeilen in der Uebersetzung vorangestellt, die als ein Notbehelf gelten soll, da der ganze wunderbare Vollklang des Originals im Deut-

schen nicht zu erreichen ist. Drei schwere Spondäen mit dumpfen Vokalen, wie die ersten Takte eines Trauermarsches, leiten die Schilderung des Leichenzugs ein, worin der Dichter die Höhe seiner Kunst erstiegen hat. Offenbar hielt er selbst diesen Vers für unerreichbar, da er ihn aus einer früheren Elegie über den Tod der schönen Albiera degli Albizzi teilweise herübernahm. Alles Gefühl ist hier von der Kunst aufgesogen, die in ihrer Strenge und Einfachheit an den Bau eines alten Tempels erinnert. Eine Trauerhalle hat der Dichter mit diesen Distichen errichtet, worin die tote Simonetta in unvergänglicher Schönheit aufgebahrt liegt. Aber populär konnten die lateinischen Verse nicht werden, und der Name Simonettas wäre mit der ganzen humanistischen Zeitrichtung untergegangen, hätte der junge Dichter ihr nicht mit den berühmten Stanzen seiner Giostra auch in der Vulgärsprache ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das Gedicht, das von einem Turnier Giulianos de' Medici den Namen führt, feiert die Liebe des bel Julio zu der bella Simonetta. Nur der erste und ein Teil des zweiten Gesanges sind fertig geworden, aber dieses blendende Fragment eröffnet in der italienischen Literatur eine neue Epoche, die ganze spätere Renaissancepoesie hat sich daran gebildet.

Zu dem Glühen und Blühen der Sprache gesellt sich eine verwirrende Fülle von Bildern, die freilich den dürftigen Gegenstand fast erdrückt und auf die Länge unerträglich geworden wäre. Auch die modernsten Sardanapale der Poesie erreichen nicht die überschwengliche, durch alle Reize der Lautmalerei verfeinerte Pracht der Sprache, mit der Poliziano seine wundersame, friedelose Kyprisinsel schildert, die den Glanzpunkt der Dichtung bildet. Dort blühen alle Blumen gleichzeitig, dort kämpfen die Tiere jeder Zone um Liebesgunst, dort sind alle die verschiedenen durch die Liebe erzeugten Leidenschaften und Schwächen personifiziert beisammen, um als aufgeregte Miliz die Kinder der Venus zu begleiten, und die Kunst des Hephästos hat an den Palasttoren die Macht der Göttin in einem Zyklus von Bildwerken dargestellt, an deren Beschreibung Botticelli und Raphael und wer kann sagen, wie viele andere Künstler, bis herab zum Veronese sich begeistert haben? Unbedenklich, wie immer, hat der große Plagiator den griechischen und römischen Autoren, die damals nur in den Gelehrtenkreisen bekannt waren, die schönsten Steine ausgebrochen, um seine kunstvolle Mosaikarbeit daraus zusammenzufügen. Doch er schaltet mit seinem Raub wie mit einem freien Eigentum. Und die Verse

scherzen und kosen, sie rinnen endlos in blitzendem Spiel wie ein Strom über goldhelle Kiesel, wer wird ihn fragen, woher er sein Wasser hat? Nichts ist hier in Wahrheit klassisch, das Dekorative überwuchert alles, und das ganze olympische Aufgebot verhält sich zu seinen antiken Vorbildern etwa wie ein florentinischer Fasching zur Panathenäenfeier. Aber das eben gibt der Giostra ihren Wert, daß der Dichter, wo er nachahmen wollte, vielmehr eine neue Gattung schuf. Zwischen den umgeworfenen Falten der Klassizität lugt ahnungsvoll die Romantik späterer Tage hervor; der ewige Garten der Venus ist das Vorbild für Alcinens und Armidens Zaubergärten geworden.

Den Künstlern, die damals der christlichen Stoffe müde zu werden begannen und die zur antiken Literatur noch wenig Zugang hatten, vermittelte die Giostra die hellenische Fabelwelt. Ruhm genug für Poliziano, daß Raphaels Galatea an der Wand der Farnesina nur eine Uebertragung seiner Verse in Farben ist. Was poetisch an dem Gedicht ein Fehler genannt werden muß, die Ueberfülle der Bilder, das kam der Malerei zu gute, die sich lange Zeit aus diesen Stanzen nährte. Daß Botticelli sich aus der Giostra geradezu das Rezept zu seinen zwei schönsten Bildern, der „Ge-

burt der Venus" und der sogenannten „Primavera" holte, ist von der Kunstforschung unwiderleglich nachgewiesen. Verlockend ist auch die dabei aufgestellte Vermutung, daß die beiden Bilder im Auftrag des mediceischen Brüderpaares gemalt worden seien, als eine Apotheose der über Tod und Vergänglichkeit triumphierenden Simonetta, denn die seltsam elegische Stimmung, die über der „Primavera" schwebt, wird freilich so am besten erklärt. Wenn die frühgeschiedene Simonetta als Personifikation des berauschend schönen, schnell hinwelkenden toskanischen Frühlings erscheint, so versteht man, warum die Liebesgöttin mit so ernster Haltung in der Mitte des Bildes steht und warum die Grazien in ihren traumhaft leichten Reigen die unsagbare Wehmut legen, die den Beschauer unwiderstehlich ergreift. Aufgabe des Zephyrs ist es dann, die ewigen Rechte des Lebens zu behaupten, indem er die fliehende Nymphe hascht, Merkur mit seinem Stab verteilt die Todesnebel, um einen leuchtenden Morgen heraufzuführen, und der Wechseltanz der Grazien preist die Reize der Freigebigkeit, wie sie Goethe im Geiste der Antike gesungen hat:

> Anmut bringen wir ins Leben,
> Leget Anmut in das Geben —

Leget Anmut ins Empfangen,
Lieblich ist's, den Wunsch erlangen —

Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmutig sei das Danken.

Welch glücklichere Widmung als diese konnte an die mediceischen Brüder gerichtet werden? — Wenn aber das Bild wirklich die Verklärung der Diva Simonetta bedeutet, so trägt es auch mit Recht den vielfach angefochtenen Namen „Primavera", denn es nimmt alsdann in neuer Fassung das antike Motiv von der mit jedem neuen Frühling eintretenden Wiederkehr der Kore auf.

Ob nun, wie vermutet worden ist, der stark beschädigte Kopf der Frühlingsnymphe auf der „Primavera" wirklich einmal die Züge der Simonetta getragen hat, oder ob diese, wie andere glauben, vielmehr in der Liebesgöttin auf der „Geburt der Venus" erhalten sind, muß dahin gestellt bleiben, mit ebenso gutem Recht könnte man sie auf dem schönen in London befindlichen Bilde desselben Künstlers „Mars und Venus" suchen, das ganz augenscheinlich gleichfalls der Giostra seine Entstehung verdankt.

In der Giostra begegnen wir der schönen Simonetta noch lebend, aber zur Nymphe idea-

lisiert, leider sind die Stellen, die sich auf sie beziehen, poetisch die schwächsten. Was der eigentliche Plan des Gedichts gewesen ist, läßt sich aus seinem fragmentarischen Zustand nicht erkennen. Man nimmt an, daß es nach dem Tode der Simonetta begonnen sei, um den Liebenden durch Verherrlichung seiner Waffenkunst aus der Trauerstimmung zu Ruhm und Taten aufzurufen. Diese Vermutung dürfte indessen nur für den zweiten Gesang zutreffen, denn bei schärferem Zusehen drängt sich dem Leser die Empfindung auf, daß der erste Gesang auf völlig anderen Spuren ging. Mit dem ungeheuren Apparat von hundertundfünfundzwanzig Oktaven wird dort das schöne Paar nur bis zu einer ersten flüchtigen Begegnung geführt. Im zweiten aber ist schon das Getändel, das noch kaum begonnen hat, zu Ende: ein wahrheitverkündender Morgentraum läßt die Nymphe, von düsterer Wolke umhüllt, vor des Jünglings Augen davongetragen werden, um dann in verklärter Gestalt als der leuchtende Genius seines Lebens zurückzukehren. Nichts deutet in der ursprünglichen Anlage des Gedichts auf eine solche Wendung hin. Ueber der Begegnung der Liebenden wölbt sich ein reines Blau, das keine Todeswolke ahnen läßt. So wird die Vermutung nicht allzu gewagt sein, daß die Giostra

unter heiteren Auspizien begonnen wurde, wahrscheinlich bald nach dem Turnier Giulianos, das den 28. Januar 1475 auf der Piazza Santa Croce stattfand und bei dem, wie sich aus einer anderen Spur schließen läßt, die Simonetta als Zuschauerin anwesend war*), daß aber die Dichtung durch den Tod der Nymphe zum erstenmal unterbrochen und aus ihrer ursprünglichen Bahn abgelenkt wurde. Die Fortsetzung, die langsam wie eine Teppichwirkerei von statten ging, war noch wenig vorgerückt, als die Dolche des Pazzi und Bandini, die den „schönen Julio" trafen, auch den Faden des Gedichts für immer abschnitten. Oder hätte des Dichters eigene Erleuchtung es vorgezogen, ein vielbewundertes Fragment statt eines ungenießbaren Ganzen zu hinterlassen?

*) Jenes Turnier ist noch von einem an sich übrigens sehr unbedeutenden Autor besungen worden, der die amica ad magnificum Julianum in lateinischen Distichen reden läßt, um ihm ihre mächtige Bewegung bei seiner Gefahr und ihr Entzücken über seinen gewonnenen Sieg auszusprechen. Da die ganze Generation nur die eine Simonetta als die Freundin des Giuliano nannte, kann mit der amica kaum eine andere gemeint sein. Die „boshafte Alte", die neben der Schönen sitzt und deren unverhohlene Angst mit spöttischen Bemerkungen begleitet, sowie der „große Bruder Lorenzo", der voll Be-

Giuliano erscheint in der Giostra als Jüngling, dem der erste Flaum sproßt, noch spröde und ein Feind des weiblichen Geschlechts, nur der Diana und den Musen dienend. Auf dem Heimritt von wilder Jagd ersinnt er seine Lieder und verfolgt arme Verliebte, wo er ihrer ansichtig wird, mit seinem Spott. Einer der so Verhöhnten verwünscht ihn selbst zu lieben, Cupido erhört die zornige Bitte und verheißt Rache.

Am schönsten Frühlingsmorgen, vor Tau und Tage, sehen wir hierauf eine erlesene Jägerschar, mit Spießen und Pfeilen bewehrt, in den Wald hinausziehen. Bald sind wir mitten im wildesten Jagdgetümmel. Giuliano, von Schweiß und Staub bedeckt, einen grünen Zweig zum Schutz vor der Sonne ums Haupt gewunden — ihn zu sehen ist fiera cosa — bricht mit dem Renner durch das wirre Gestrüpp, um den Eber aufzuscheuchen. Da ersieht ihn Amor und formt aus Luft das Scheinbild einer schönen weißen Hirschkuh, die den Ungestümen weit ab von den Ge-

sorgnis heransprengt, weil er den Jüngeren mit einem gewaltigen Streiter sich in Kampf verwickeln sieht, geben den sonst langweiligen Versen einige Züge des Lebens. Dieser mediceische Jüngling war eine so plastische Erscheinung, daß alles, was dichten konnte, sich mit ihm und seinen Herzensangelegenheiten zu schaffen machen mußte.

fährten auf eine grüne blumige Waldblöße lockt, wo sie plötzlich in Luft zerrinnt. Aber schon hat der wilde Jägersmann seine Beute vergessen, er hält sein keuchendes Roß, denn auf dem Rasen sitzend erscheint ihm unter weißen Schleiern die schönste Nymphe — Simonetta! Und sobald er sie erblickt, ist es auch um ihn geschehen, er fühlt den schmerzbringenden Pfeil aus ihren Augen in seinen Busen dringen. —

Ihr Aeußeres wird von dem Dichter in einer Vermischung der Wirklichkeit mit Bildern, die zuweilen den Schwulst des Seicento vorausnehmen, folgendermaßen beschrieben:

Weiß ist sie selbst und weiß ihr lichtes Kleid,
Doch reich bemalt mit Blumen, Blättern, Blüten,
Ihr Lockenhaar liegt wie ein Goldgeschmeid
Um eine Stirn, die Stolz und Demut hüten,
In Mienen fürstliche Gelassenheit,
Und doch gebeut ihr Blick der Stürme Wüten,
Der rauhe Forst umsteht sie sanft und lächelt,
Der sie, so zart er kann, bedient und fächelt.

In ihren Augen lacht ein heitres Blau,
Aus dem Cupido seine Pfeile sendet.
Die Lüfte werden lind umher und lau,
Wohin sie ihre Liebeslichter wendet,

Im Antlitz strahlt der Freude Himmelstau,
Lilien und Rosen sind darauf verschwendet,
Es schweigt der Windhauch, um ihr Wort zu hören,
Ihr Laut klingt wieder in der Vögel Chören.

Der hohen Pallas gleicht sie, speergerüstet,
Thalien, wenn sie in die Saiten greift,
Wenn sie nach Köcherklang und Jagdlärm lüstet,
Scheint sie Diana, die den Forst durchstreift,
Ihr weicht der Hochmut, wie er sich auch brüstet,
Der Zorn muß nieder, wie er zankt und keift,
Ihr zum Geleit ist jede Huld und Wonne,
Die Schönheit zeigt auf sie als ihre Sonne.

Ihr sieht man Sittsamkeit zur Seite schweben,
Der kein verschloßnes Herz den Eingang wehrt.
Die Güte wandelt menschlich schön daneben,
Den holden Gang hat jene sie gelehrt.
Zu ihr kann Roheit nicht die Blicke heben,
Eh' sie in Reue ihren Fehl verkehrt,
Mit jedem Lächeln aus dem süßen Munde,
Mit jedem Wort schlägt Amor eine Wunde.

Sie hielt ein Kränzlein in den weißen Händen
Und saß so froh dort auf dem Rasengrün,
Was nur an Blüten Feld und Aue spenden,
Fügt sie dem Kranz mit lächelndem Bemüh'n,

So blumig wie ihr Kleid will sie's vollenden,
Als plötzlich nun Julian vor ihr erschien.
Sie stutzt, den Saum des Kleides faßt sie lose
Und rafft sich auf, die Blumenpracht im Schoße.

Schon wandte sich die Nymphe heimzugehen,
Langsam und zaudernd schritt sie durch das Gras
Und ließ den Jüngling dort in Qualen stehen,
Der all sein Trachten über ihr vergaß,
Doch kann der Aermste nicht sie scheiden sehen,
Weshalb er sie zu halten sich vermaß,
Indem er schüchtern an die Unbekannte
Mit Zittern sich und tief erglühend wandte:

„O wer du seist, erhabne Jungfrau, sprich,
Ob Nymphe, ob von göttlichem Geschlechte,
Am liebsten als Diana grüß' ich dich,
Doch bist du sterblich, nenn' dich deinem Knechte,
Nicht irdisch ist dein Antlitz sicherlich,
Auch weiß ich nicht, nach welchem Gnadenrechte,
Durch welch Verdienst, durch welcher Sterne Segnen,
Ich wert war, solcher Schönheit zu begegnen."

Die Nymphe wendet sich beim Klang der Worte,
Vom holdsten Lächeln ihr Gesicht erhellt,
Ein Berg wohl rückte, sie zu sehn, vom Orte,
Die Sonne stünde still am Himmelszelt,

Dann zwischen doppelter Rubinenpforte
Tönt eine Stimme, die den Marmor spellt,
So süß und sittig, so voll Huld und Güte,
Daß ein Sirenenherz in Lieb' erglühte:

„Ich bin nicht, was ich deinem Geist erscheine,
Mir ziemen Tempel nicht und Opferbrand,
In eurem Arnotal, im Gartenhaine
Etruriens fesselt mich das Eheband.
Die Wiege stand mir auf dem Felsgesteine,
Dem schroffen, an Liguriens rauhem Strand,
Wo mit erzürntem Prall und lautem Schäumen
Neptuns Geschwader sich vergeblich bäumen.

Hier lenk' ich einsam oft den Schritt heraus,
Der Ort ist Simonettas Lieblingsstätte,
Hier ruhen die Gedanken gerne aus
Bei Blumenflor und grünem Rasenbette,
Die Luft ist rein und kurz der Weg nach Haus,
Und lieblich schlingt sich hier der Stunden Kette
Im Bäumeschatten, unter klaren Quellen,
Wo freundlich oft die Nymphen sich gesellen.

Auch komm' ich oft in müßiger Feierstunde,
Die uns dem häuslichen Geschäft entrückt,
In eurer Tempel feierliche Runde
Mit andern Frau'n nach Festesbrauch geschmückt,

Doch daß ich ganz dir geb' erbetne Kunde
Und jeden Zweifel löse, der dich drückt:
Staunst du, woher so zarte Schönheit stamme,
So wisse, Venus selbst war meine Amme.

Doch da die Sonne nun den Wagen neigt
Und schon sich längern dieses Baumes Schatten,
Vorm Laut der Grille die Zikade schweigt,
Im Feld des rauhen Landmanns Mühn ermatten
Und Rauch von jenen hohen Villen steigt,
Die Bäurin schon den Tisch bestellt dem Gatten,
Geziemt's, daß ich den Heimweg eilig finde,
Du kehre froh zu deinem Jagdgesinde. —"

Licht wird es rings in allen Himmelsräumen,
Denn heller glänzt ihr Aug' noch als zuvor,
Mit leichten Schritten, die noch leise säumen,
Durchwandelt sie voll Reiz den Wiesenflor.
Wie Klagelaute scholl's aus Busch und Bäumen,
Leis hob zu weinen an der Vögel Chor,
Das grüne Gras jedoch zu ihren Füßen
Wird rot und blau und gelb vom Tritt der Süßen.

Was tun, Julian? Ihn hält das scheue Bangen,
Sonst folgt' er seinem Sterne sehnsuchtheiß,
Da steht er wie ein Narr und ist gefangen,
In seinen Adern starrt das Blut zu Eis.



9. Giuliano de' Medici
Aus der Anbetung der Könige von Botticelli
(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz)

Er regt sich nicht und strebt doch voll Verlangen
Ihr nach, die nichts von seinen Qualen weiß.
Bewundert noch den Gang, den anmutreichen,
Das flatternde Gewand der Göttergleichen.

Ihm scheint's, das Herz im Busen wolle brechen,
Die Seele woll' ihm aus dem Leib entfliehn,
Und ungehemmt in heißen Tränenbächen,
Wie Reif am Strahl der Sonne, schmilzt er hin,
Fühlt schon im Herzen alle Liebesschwächen,
Die aus der Seele ihm das Mark entziehn,
Ihr möcht' er nach, doch beben alle Glieder,
Die Liebe spornt, die Scham umstrickt ihn wieder.

Wo sind, Julian, die Sprüche nun und Glossen,
Die oft der armen Liebenden Beschwer?
Blieb dir kein Spott für deines Grams Genossen?
Und macht die Jagd dir keine Freude mehr?
Jetzt hält ein Weib in ihrer Hand verschlossen
Dein Denken, Wollen, jegliches Begehr.
Du Aermster kannst's in deiner Seele lesen,
Was du jetzt bist, was du noch jüngst gewesen.

Vor kurzem folgtest du des Wildes Bahn,
Jetzt hat ein schönres Wild dich eingefangen.
Frei warst du und bist Amorn untertan,
Warst ledig, und du bist ins Netz gegangen.

Wo ist dein Herz? Wo deiner Freiheit Wahn?
Ein Weib und Amor sind's, die dich bezwangen.
Ach, keiner soll auf seine Stärke pochen,
Denn Kraft und Stolz kann Amor unterjochen.

Hier haben wir sie also vor uns, die leichtschreitende Nymphe aus der Primavera, ihr über und über mit Blumen besätes Gewand, das gelockte Blondhaar, die aufgerafften Falten, aus denen die Blumen fallen, das Gras, das unter ihren Tritten bunte Blumen sprossen läßt. Der Künstler müßte sich dieses Bildes bemächtigt haben auch ohne Auftrag der erlauchten Mäcene. Die Nymphe Simonetta war wie geschaffen, um in ihr die keusche Grazie der florentinischen Frührenaissance zum Ausdruck zu bringen. Diese Kunst weiß nichts von der sinnlichen Glut der Venezianer, noch von den grandiosen römischen Horizonten; sie bewegt sich in der Enge des bürgerlichen Lebens, bei aller Eleganz bescheiden und innig, wie es einer Stadt entspricht, die inmitten eines grünen Hügelkranzes eingebettet liegt, über den sie so wenig wie über ihre Familientraditionen hinwegblicken kann. Darum schuf die florentinische Kunst aus ihren Frauentypen keine Königinnen, keine Hetären, noch Sybillen. Sie malte die „ehrbare Anmut" der schönen anstandsvollen

Bürgerinnen von Florenz, der schlanken, langgliedrigen, mit den zarten, kaum angedeuteten Körperformen, mit den schmalen Händen und feinen Fingerspitzen, mit dem hohen strackgetragenen Halse und dem aufrechten wiegenden Gang, wie sie im Chor von Santa Maria Novella und in allen Schilderungen aus jener Zeit sich finden. Dieser Typus aber, ins Ideale gesteigert, ergibt die jugendliche Nymphe, das Mittelwesen zwischen der Göttin und der Sterblichen. Die fliehende Nymphe, von der die florentinischen Dichter so gerne singen, ist in ihrer schwebenden jugendfrischen Anmut der Ersatz für das junge Mädchen, das als dumpfes unentwickeltes Wesen von der romanischen Poesie gemieden wird. Simonetta, jung vermählt und kinderlos, war die entzückendste Verkörperung dieses Dichtertraums.

Die Verse, worin Polizian ihre Begegnung mit Giuliano besingt, enthalten fast alles, was über ihre Persönlichkeit bekannt ist. Wir haben sie ihren Namen nennen hören, wir haben erfahren, daß sie einem Florentiner vermählt ist und von der ligurischen Küste stammt, und ein paar Strophen später hören wir sie noch die weitere, bildlich ausgedrückte Mitteilung hinzufügen, daß ihr Geburtsort Portovenere sei.

Staunst du, woher so zarte Schönheit stamme,
So wisse, Venus selbst war meine Amme.

Und zwar muß ich, entgegen der neueren Simonettaforschung, die in dieser Nennung der Venus nur das übliche Gleichnis für den Schaum des Meeres sehen will und den Geburtsort der Simonetta nach Genua verlegt, bei dieser Auslegung verharren. Denn daß sie am Meer auf rauhem Klippenstrand geboren ist,

Wo mit erzürntem Prall und lautem Schäumen
Neptuns Geschwader sich vergeblich bäumen —,

das hat die Nymphe dem Frager schon zuvor mitgeteilt. Welchen Sinn könnte es haben, sie dieselbe Angabe zwei Oktaven später unter der Hülle einer verblaßten Metapher wiederholen zu lassen, und gerade an einer Stelle, wo mit besonderem Nachdruck

Doch daß ich ganz dir geb' erbet'ne Kunde —

eine neue Enthüllung angekündigt wird? Niemand hat das Recht, dem Dichter, dessen hervorragendste Eigenschaften der feine Geschmack und der ordnende Verstand waren, eine solch öde Tautologie, solche lahm nachhinkende Wiederholung zuzutrauen. Vielmehr ist es augenscheinlich, daß er der Nymphe zuerst nur die all-

gemeine Charakterisierung ihrer meerbespülten Heimatküste in den Mund legt und erst zum Schlusse, da sie ihr ganzes Wesen in ein einziges Wort zusammenfassen soll, sich als die besondere Schutzbefohlene der Venus, als die dem Heiligtum der Göttin Entsprossene enthüllen läßt*).

Portovenere also, wo um die nach der Göttin benannte schwarze Marmorgrotte die Woge rauscht, wo auf der äußersten Klippe hoch über dem Meer der Venustempel gestanden haben soll, dessen angebliche, in eine mittelalterliche Kirche verbaute Reste noch heute gezeigt werden — dieser sagenhafte Sitz der Liebesgöttin war Simonettas Geburtsstätte. Das kleine Felsennest, das auf der westlichsten vorgeschobensten Hügelspitze des Golfs von Spezia liegt und nur durch eine schmale Wasserstraße von der grünen Insel Palmaria getrennt ist, bildet heute noch trotz Schmutz und Verfall den Hauptanziehungspunkt des ganzen zauberhaften Golfs. Daß es sich einst in besserem Zustand befunden hat, beweist die massive Tüchtigkeit seiner ins lebendige Gestein gebauten

*) Im Italienischen klingt der Name von Portovenere noch deutlicher durch:

Meraviglie di mie bellezze tenere
Non prender già, ch'io nacqui in grembo a Venere.

Häuserreihen. Ob Simonettas Eltern dort ein Landgut besaßen, ob ihr Vater, der genuesische Edle Gasparre Cattaneo, in dem Ort, der zu Genua gehörte, ein Amt versah, wird kaum mehr zu ermitteln sein. Da jedoch das eine so möglich ist wie das andere, sehe ich nicht ein, weshalb die ausdrücklich betonte Angabe Polizians nicht zu ihrem Rechte kommen soll. Das Zeugnis Bernardo Pulcis, der in einem langatmigen Klagegesang auf die Diva Simonetta Genua als ihre Vaterstadt am Sterbebette der Nymphe trauern läßt, wird dadurch ja nicht beeinträchtigt.

Die Cattaneo scheinen ein vornehmes Geschlecht gewesen zu sein; daß sie von lange her freundschaftliche Beziehungen zu den Medici in Florenz unterhielten, geht aus noch vorhandenen Briefen hervor. Eine ältere Schwester der Simonetta war die Gattin Jacopos III. von Appiano, Herrn von Piombino. Durch seine Vermittlung wurde Simonetta als Sechzehnjährige mit dem gleichaltrigen Marco di Piero Vespucci vermählt. Auch die Vespucci waren eine angesehene Familie, aber der Zweig, in den Simonetta heiratete, befand sich in herabgekommenen Verhältnissen, denn Messer Piero hatte schon in der Jugend das Seinige vergeudet. Die Häuser der Vespucci lagen

im Borg' Ognissanti, wo auch der aus einem andern Zweig der Familie stammende Amerigo Vespucci geboren ist. Von Pieros Sohn Marco, dem Gatten der Simonetta, weiß man nichts, als daß er später nach der Verschwörung der Pazzi zusammen mit seinem Vater das Exil kostete.

In der Zeit aber, von der hier die Rede ist, gehörten sie noch zum engen Freundeskreis der Medici. Schwerlich wird daher die erste Bekanntschaft Giulianos mit der schönen Simonetta eine so zufällige gewesen sein, wie Polizian sie schildert. Daß seiner Darstellung dennoch Züge der Wirklichkeit zu Grunde liegen, geht aus den Stellen des Gedichts hervor, wo plötzlich zwischen den mythologischen Kulissen die Realität des toskanischen Landlebens gar liebenswürdig durchschimmert. Vergebens aber würde man fragen, wo jenes Landhaus lag, in welchem die Nymphe wohnte; die Beschreibung paßt auf jede Gegend in der Nähe von Florenz.

Die Geschichte weiß nichts von der Liebe dieser beiden. Auch nicht eine prosaische Aufzeichnung ist erhalten, die auf die Beziehungen Giulianos zur Simonetta einen Schein würfe. Aber die Poesie füllt auch diese Lücke aus. Es existiert eine reizende Canzone aus jener Zeit, die die Liebe Giulianos und Simonettas besingt

und den Faden fast an der Stelle wieder aufnimmt, wo die angeführten Verse der Giostra ihn gelassen haben. Sie wurde lange Zeit Giuliano selber zugeschrieben, bis Giosuè Carducci sie in seiner Polizian-Ausgabe dem echten Urheber zurückgab, unter dessen rime varie sie jetzt zu finden ist. In der Tat, Giulianos Dichtertalent in Ehren, das ja im Hause Medici erblich war, diese Verse konnte kein Dilettant gemacht haben; die mühelose Grazie verrät den Meister. Wie ein Chor leichter jugendlicher Nymphen, eine die Hand der andern fassend, gleiten und schwingen sich die Strophen, indem sie uns in ihrem Rhythmus den gehaltenen Tanzschritt vorzaubern, der damals bei der vornehmen Gesellschaft Mode war. Das Gedicht ist Giuliano in den Mund gelegt, ein Liebesdienst, den Polizian ja wiederholt seinen Freunden erwiesen hat, und es drückt mit einer Unmittelbarkeit, wie sie sonst nur Selbsterlebtes zu haben pflegt, das unschuldige Entzücken und die Schüchternheit einer ersten Liebe aus.

Mich zwingt die Minne, herrisch im Bezwingen,
Sie, deren Allmacht alle Wesen frönen,
In meinen schlichten Tönen,
Die hohe Lust, die mich durchglüht, zu singen.

Denn ließ' ich nicht hervor den Jubel dringen,
Man müßte Kaltsinn meine Ruhe schelten,
Für fühllos müßt' ich gelten,
Hielt' ich die Fülle meiner Brust zurücke.

Der fühlt kein Glück, der schweigt von seinem
Glücke,
Und wenig freut sich, wer sich freut im stillen,
Kann wer mit klugem Willen
Die Zunge zähmen, hat er nie empfunden.

Drum red' ich laut von meinen höchsten Stunden,
Vom Preis der Reinen, die in ihren Ehren
Ich halten will und mehren,
Den Morgenstern, die Sonn' im Kreis der Sterne.

Doch weiche Neid, und Schmähsucht bleib' uns
ferne,
Wenn mir vom Herzen heiß die Worte brechen!
Kein Mund soll sich erfrechen,
Der süßen Liebe Heiligtum zu schwärzen.

Der Lenz war da, der Freund verliebter Herzen,
Die schüchtern glühen und sich einsam härmen,
In Scharen sah man schwärmen
Das junge Volk, behängt mit Flittertande.

Ich aber, der allein im Jagdgewande
Die Stadt verließ auf rauhem Weidmannspfade,
Ward von des Glückes Gnade
Zum Ort geführt, wo meine Sehnsucht weilte.

Die Nymphe, der mein Herz entgegeneilte,
Erschien mir dort im reinsten Liebesglanze,
So wunderhold beim Tanze,
Mir war's, als wie ins Paradies zu schauen.

Und um sie her ein Kranz erlesf'ner Frauen,
Von Schönheit strahlend und so edlen Schlages,
Ich dachte jenes Tages:
Nun wandeln alle Göttinnen hienieden.

Doch sie, die Sturm der Seele bringt und Frieden,
Im Antlitz Venus, Pallas an Gebärde,
In ihr ist, was die Erde
An Reiz und Adel hegt, vereint beisammen.

Gedenk' ich ihrer, steh' ich schon in Flammen,
Wie sprech' ich von dem Wunder ohne Gleichen?
Könnt' Eine sie erreichen,
Nicht könnte die mit höh'rem Kranz sich kränzen.

Mag eine andre als die Erste glänzen,
Sie heißt die Erste nicht, sie heißt die Eine,
Wie Nelk' und Lilienreine
Mit allen Blumen weichen vor der Rose.

Um das beseelte Antlitz hingen lose
Die goldnen Haare, die der Stirn entsteigen,
Indes im holden Reigen
Sie Himmelsschritte nach dem Takt bewegte.

Und ob sie wenig nur die Augen regte,
Doch traf ein Strahl mich dann und wann verstohlen,
Doch neidisch hat verhohlen
Des Haares Schleier schnell, was mich entzückte.

Die Nymphe sah's, die erdenwärts Entrückte,
Und neigte sich erbarmend meinem Sehnen,
Denn den verirrten Strähnen
Wies sie mit weißer Hand die rechte Stelle.

Und tausend Liebesgeister feuerhelle
Ließ sie dem süßen Augenpaar entströmen.
Mich muß es Wunder nehmen,
Daß ich nicht augenblicks zu Asche brannte.

Dies war das erste Zeichen, das sie sandte,
Das starke Band, mit dem sie mich gebunden:
Es steht zu allen Stunden
Die zauberische Huld mir vorm Gemüte.

Noch größres Zeichen ward mir ihrer Güte:
Indes sich noch der Tanz verschlang und kehrte, —
O daß er ewig währte! —
Ward sie zu früh hinweggeholt vom Reigen.

Da sah ich ihr ins Antlitz Blässe steigen,
Die ward von Rosenröte schnell vertrieben.
— Ich wäre gern geblieben,
Kam es mit Lächeln aus dem Mund der Süßen.

Und scheidend sah ich noch ihr Auge grüßen,
Drin saß verwirrt Cupido eingeschlossen
Mit seinen Glutgeschossen,
Die er entzündet an verborgnen Flammen.

Sie rafft' ihr köstliches Gewand zusammen,
Mit königlicher Huld von hinnen schwebend.
Ich weiß nicht, ob ich lebend,
Ob ich entseelt des Tags nach Hause kehrte.

Entseelt, so glaub' ich, da ich dich entbehrte,
Mein süßes Licht, und doch vielleicht am Leben
Durch Kraft, die du gegeben
Mit deinem Blick, der mich vom Tod errettet.

Doch wenn das Heil des Treuen denn gekettet
An deines Auges segenskräftige Strahlen,
Warum zu andern Malen
Erscheint mir nicht die Lust, die ich ersehne?

Schon zweimal hat die wandelnde Selene
Am brüderlichen Strahl ihr Licht entzündet,
Und doch noch immer findet
Das Glück den Rückweg nicht zu solcher Wonne.

Der Frühling kehrt, es triumphiert die Sonne,
Es schmückt sich Baum und Busch mit jungen
Blättern,
Verliebter Vögel Schmettern
Erfüllt mit Wohllaut rings die heitern Lüfte.

Das Wild des Waldes paart sich im Geklüfte,
Der Stier sucht die Genossin auf der Weide,
Wir jugendlichen beide,
Wir sollten uns dem holden Brauch entziehen?

Soll uns die Jugend ungenützt entfliehen?
Willst du mit deinem süßen Lenze geizen?
Soll an so seltnen Reizen
Nicht der sich laben, der am tiefsten schmachtet?

Bin ich ein Hirt, der rauh der Herden achtet?
Gemeinen Bluts, mit Jahren schwer beladen,
Behängt mit Leibesschaden?
Ein Bettler gar, der dir verächtlich deuchtet?

Nein, aus erlauchtem Stamm, deß' Wappen leuchtet
Und mehrt des Vaterlandes Ruhmeskränze,
Dazu im ersten Lenze,
Und manche mag mir heimlich Seufzer zollen.

Fortunens Güter, die beweglich rollen,
Kann ich mit königlicher Hand verschwenden,
So üppig ich im Spenden,
So unerschöpflich sie im Rückbescheren.

Erprobt an Kraft, wie Taten es bewähren,
Von Gunst umringt, von wackerer Genossen
Getreuem Kreis umschlossen,
Doch ob man mich zu den Beglückten zähle,

Doch ohne dich, du Hoffnung meiner Seele,
Muß ich das Leben herb und wertlos achten,
Drum laß mich nicht verschmachten
Nach jenem Glück, das einzig kann beglücken,

Und nach der Blüte laß die Frucht mich pflücken.

Meint man in diesem Lied nicht die Schöne leibhaft vor sich zu sehen, mit der etwas gemessenen Grazie, wie sie das damalige Frauenideal verlangte, und diesmal im reichen Zeitkostüm an Stelle der idealen Nymphentracht? Und als Rahmen des Bildes das alte Florenz, die Stadt der Gärten und Villen, der blumenbedeckten Terrassen und offenen Loggien! Die Verse sind geblieben, aber das lebendige Leben, von dem sie Zeugnis geben, ist in die Vergangenheit hinabgerauscht, und es bleibt der Phantasie des Lesers überlassen, sich selbst die Frage zu beantworten, ob diese Liebeserklärung durch Freundesmund der Schönen wirklich dargebracht wurde, oder ob sie nur dazu dienen sollte, der einsamen Sehnsucht

des Liebenden durch Beschäftigung mit dem geliebten Gegenstand zu schmeicheln. Daß es sich hier nicht um eine ernstliche Liebeswerbung, sondern nur um ritterlichen Frauendienst und Minnesang handelte, wobei der Gatte keinen Grund zur Unruhe und die Welt keinen zum Aergernis suchen durfte, ist klar. Dafür spricht nicht nur die Sitte der Zeit und die Oeffentlichkeit der dargebrachten poetischen Huldigungen, sondern auch der ganze Ton der Verse. An diesem lieblichen Lied bekehre sich, wer in der Renaissance nur Korruption und Zügellosigkeit zu sehen geneigt ist. Anmutiger ist niemals ausgedrückt worden, wie reine und feurige Jugend liebt. Welche Zartheit in dieser Verehrung, die sich auf die ganze Umgebung des geliebten Wesens ausdehnt, in dem liebevollen Achten auf die leiseste Bewegung, in dem Beglücktsein durch das allerkleinste Zeichen der Huld. Das reinste „Neigen von Herzen zu Herzen" spiegelt sich in diesen Versen, und wenn die Liebe am Schlusse ihren Lohn zu begehren scheint, so ist auch das nur poetisches Spiel und Ritterstil. In ähnlicher Weise hatte ja Lorenzo viele Jahre lang seine Glut für die schöne Lucrezia Donati gesungen, und Polizian mit den andern Dichterfreunden hatte ihm dabei poetische Schildknappendienste getan, ohne daß Madonna Clarice sich

beleidigt gefühlt hätte, ja, das Turnier, das Lorenzo im Jahre 1469 zu Ehren der Königin seiner Lieder gab, war zugleich bestimmt, seine Verlobung mit jener zu feiern! Alle die so öffentlich besungenen Damen sind in ihrer Art Dulcineen von Toboso gewesen. Die Sitte des frühen, rein konventionellen Heiratens und die nichtige Rolle des jungen Mädchens in der Gesellschaft schloß die echte ernstgemeinte Liebeswerbung von Jüngling zu Jungfrau beinahe völlig aus; darum vergnügte man sich mit einem poetischen Scheinbild derselben. Das soll nicht heißen, daß in das reizende Spiel nicht auch ein geheimer Ernst und ein tieferes Empfinden sich einschleichen konnte, aber die Voraussetzung war doch immer der Verkehr in einer idealen Sphäre. Daß zwischen Giuliano und Simonetta nur ein solcher stattfand, scheint außer Zweifel. Der Schüler der Platonischen Akademie, die zu Careggi tagte, kannte wohl den philosophischen Eros, der durch die Liebe zum Irdisch-Schönen die Seele für die ewige Schönheit empfänglich macht und schließlich zur Gottheit emporführt. Ohnehin scheint die schöne Simonetta eine Art Liebeshof regiert zu haben, da Lorenzo von ihr sagt: „Zu ihren wunderbaren Gaben gehörte ein so anziehendes holdseliges Wesen, daß alle, die irgend mit ihr verkehrten, sich



10. La Bella Simonetta
Von Botticelli (?) Aus dem Palazzo Pitti zu Florenz
(Nach: B. Berenson, Italienische Kunst)

von ihr aufs innigste geliebt glaubten. Und es war fast unglaublich, daß so viele Männer sie ohne Eifersucht lieben und so viele Frauen sie ohne Neid preisen konnten."

Man sollte denken, daß von dieser Zauberin, dieser allgeliebten, auf dem Boden von Florenz auch eine persönliche Spur noch zu finden sein müßte. Aber fruchtlos waren alle Nachforschungen.

Nur einmal bricht die Vergangenheit ihr Schweigen in einem authentischen Wort der Simonetta, das wie eine Geisterstimme aus der Tiefe der Zeiten herauftönt und uns aus dem Feenland der Poesie mitten in die eiserne Wirklichkeit des Quattrocento versetzt. In einem Brief Luigi Pulcis an Lorenzo de' Medici vom Jahre 1472 erwähnt der Schreiber nebenher unter anderen Neuigkeiten die Gerüchte von einer Staatsumwälzung in Piombino, wobei der Herrscher mit seiner Familie den Tod gefunden habe, und fährt dann gleichmütig fort. „Heute im Hause Messer Pieros habe ich durch Leute, die von dort kommen, gehört, daß sie alle vergiftet seien, auch wie und durch wen, und daß, wer noch nicht tot sei, sterben werde. Auch die Simonetta sagt, es sei ihr vor mehreren Wochen erzählt worden, daß ihre Schwester an Gift gestorben sei und daß

alle, die getrunken hätten, unfehlbar sterben müßten.“ Seltsam kontrastiert die Gelassenheit des Briefschreibers mit den Schrecken, die er berichtet; es waren dies alltägliche Vorkommnisse, bei denen man sich nur für die politischen Folgen interessierte. Und in solch rauhen Lüften haben wir uns auch die wie aus Duft und Mondschein gewebte Gestalt der Simonetta zu denken.

Ein langwieriges Brustleiden führte die schöne Nymphe im Frühjahr 1476 der Auflösung entgegen. Sie wurde von Maestro Stefano, dem Leibarzt des Magnifico, behandelt, den dieser an ihr Krankenbett geschickt hatte, und Lorenzo ließ sich täglich nach Pisa, wo er sich um jene Zeit befand, über das Befinden der Simonetta berichten. Die Anwesenheit des berühmten Arztes setzte aber Messer Piero in Verlegenheit, da er nicht wußte, wie ihn bezahlen, und wiederholt ist in seinen Berichten an den Gönner von dieser Klemme die Rede. Kein beredteres Zeugnis für die Reinheit ihrer Beziehungen zum Mediceerhause als diese Geldnot am Sterbebette der Simonetta. Noch disputierten die Aerzte über ihr Leiden, das Maestro Stefano nicht für Schwindsucht erkennen wollte, als nach einer kurzen scheinbaren Besserung die Schöne am 26. April der tückischen Krankheit erlag. Bernardo Pulci in seiner schwülstigen, dem

Giuliano de' Medici gewidmeten Elegie schildert ihre Standhaftigkeit im Leiden und ihr gefaßtes Ende. Mit einer verhüllten Wendung läßt er die sterbende Nymphe andeuten, daß ihr Leben kein glückliches gewesen sei und daß nur eine schöne Neigung ihr einigen Trost gebracht habe. Zugleich gibt er aber auch schon zu verstehen, daß sie ein Geschöpf der Poesie ist, indem er die Diva in den obersten Himmel neben Laura und Beatrice versetzen will. In den Schlußstrophen schimmert dann das Leitmotiv des ganzen Simonettakultus durch, die Wiederkehr der zur Göttin erhobenen Nymphe auf die Erde:

Ein kalter Stein deckt, Nymphe, deine Glieder,
Doch droben wardst du als ein Stern empfangen.
Wenn uns dein Licht am hellsten aufgegangen,
So kehr' als Trost in meine Heimat wieder.

In einem prosaischen Kommentar zu seinen Gedichten erzählt Lorenzo, wie er an der Bahre der Simonetta sich zum erstenmal der Gabe der Poesie bewußt geworden sei, und er teilt uns die vier Sonette mit, die das schmerzliche Ereignis ihm eingab. Auf einem nächtlichen Spaziergang, da er eben mit einem Freund sich über das allgemeine Leid unterredet, erblickt er einen noch

nicht gesehenen Stern von solcher Helligkeit, daß die davon beschienenen Körper einen Schatten werfen. Sofort scheint es ihm, als müsse die Seele jenes holdseligen Geschöpfes sich in den neuen Stern verwandelt oder mit ihm verbunden haben, und von dem Gedanken ergriffen, geht er und schmiedet sein erstes Sonett. Kaum irgendwo erscheint mir Lorenzo erstaunlicher als in diesen vier Sonetten, obgleich sie poetisch nicht zu seinen besten gehören. Der reife Mann, der wie ein Atlas die Welt auf den Schultern trug, fand inmitten der höchsten Verantwortungen noch Stille genug in sich, um den Tod einer jungen Schönheit, die ihm selber nicht einmal nahe stand, mit der Gewalt eines persönlichen Erlebnisses auf sich wirken zu lassen. So stark ist in ihm der Dichter, daß er auch einmal im Gefühl der Trauer schwelgen, es in seiner schmerzlichsten Süßigkeit auskosten, sich mit jugendlichster Selbstverschwendung ganz darin verlieren will. Mit steigender Intensität versetzt er sich in die Lage dessen, den der Verlust persönlich betroffen hat, und man kann beobachten, wie in den Sonetten das Anempfinden eines fremden Zustands sich allmählich zum eigenen Gefühl vertieft, bis ihn endlich das Bild der Verlorenen auf Schritt und Tritt wie eine schmerzliche Vision verfolgt. Der Merkwürdigkeit

halber seien die vier Sonette hier in deutscher Sprache wiedergegeben.

I.

O heller Stern, der du in Himmelsbreiten
Den andern Sternen rings ihr Licht entzogen,
Was strahlst du mehr als sonst am dunklen Bogen
Und willst mit Phöbus dich zum Kampf bereiten?

Empfingst du wohl in deinen lichten Weiten
Das Augenpaar, um das uns Tod betrogen?
Dann magst du wohl, wenn du ihr Licht gesogen,
Mit Phöbus um den Sonnenwagen streiten.

O wer du seist und wie dir Macht gekommen,
Daß du den Raum erfüllst mit solchem Leuchten,
Erhöre, göttliches Gestirn, mein Flehen.

Nimm von dem Uebermaß zu unsrem Frommen
Nur so viel weg, daß dich die tränenfeuchten
Getrübten Augen ohne Blendung sehen.

II.

Wenn tief im West der Sonne Glanz versprühte,
Seh' ich, wie Clizia mit erblaßten Wangen
Um ihren Phöbus, der hinweggegangen,
Sich härmt, und mit ihr trauert mein Gemüte.

Doch wenn im Osten neues Licht erglühte
Und jede Blum' ersteht in seinem Prangen,
Seh' ich sie selig ihm am Antlitz hangen
Und preise froh des jungen Morgens Güte.

Doch ach, nicht weiß ich, welches Morgengrauen
Soll jene Sonne je der Welt erstatten,
Die scheidend uns mit ewiger Nacht durchdrungen.

O Clizia, hoffe nie sie mehr zu schauen,
Die Augen laß, bis sie im Tod ermatten,
Zum West gewendet, der dein Licht verschlungen.

III.

Vom Lichte dieses Lebens möcht' ich scheiden,
Ein Leben — andre nennen's Tod — erlangen,
Doch Tod ist lieblich, seit er sie umfangen,
Daß um das Sterben Götter uns beneiden.

Ja, Tod ist süß, und Süßes will ich meiden,
Nur Bittres such' ich, seit sie hingegangen,
In deren Licht die Himmel heller prangen,
Drum will ich dieses Daseins Herbe leiden.

Von nun an sollen diese Augen weinen,
Von nun an soll dies trübe Herz verzagen
Um seiner schönen Sonne Niedergang.

Im Trauern soll sich Amor mir vereinen,
Die Grazien und die Musen sollen klagen.
Und wer bleibt kalt bei ihrem Klaggesang?

IV.

Wohin mich wenden, daß ich dir enteile,
Du schmerzlich Bild? In welchen Felsgesteinen
Verberg' ich mich und seh' dich nicht erscheinen,
Du schmerzlich Bild, von dem ich nie mich heile?

Ob ich auf blumigem Wiesenplan verweile,
Ob ich mich berg' in grünen Schattenhainen —
Hör' ich ein Bächlein, muß ich mit ihm weinen,
Wo ist ein Ding, das meinen Gram nicht teile?

Kehr' ich zum unglückseligen heimischen Neste,
Sitzt dieses Leid in aller Sorgen Mitten
Und bricht das Herz in langsamer Zerstörung.

Was bleibt mir noch? Was ist für mich das beste?
Ach, nur vom Tod noch kann ich Heil erbitten
Und finde doch zu spät bei ihm Erhörung.

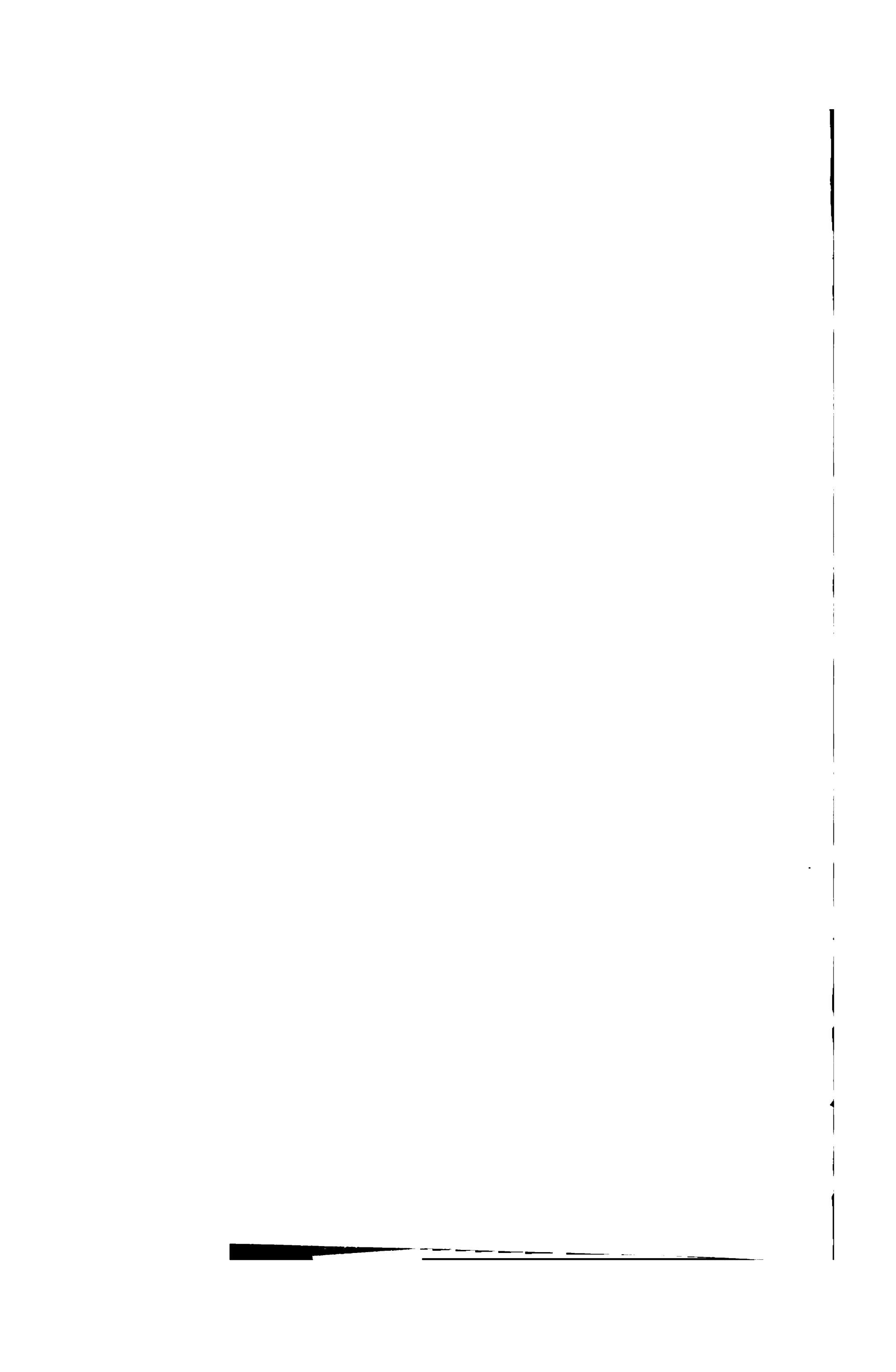
So groß ist in den kühnen Realisten des Quattrocento der Idealismus, daß sie mitunter nahe an den Don Quixote streifen, was freilich zu den Kennzeichen des Dichters mit gehört. Nachdem nun die künstlich erwärmten Gefühle

rasch ihren Kreislauf um das erloschene Gestirn vollendet haben, sucht und findet der Dichter jetzt erst einen lebendigen Gegenstand seiner poetischen Huldigungen, vor dem das Bild der Toten verblaßt und hindämmert, „wie der Morgenstern, auf dessen Erlöschen die Sonne folgt". So des Magnifico eigene Worte. Wie aber um die Gestalt der Simonetta alles traumhaft und unreal ist, so enthüllt sich auch die Erzählung, wie Lorenzo durch ihren Tod zum Dichter ward, als eine liebenswürdige Fabel, denn seine Sonette an Lucrezia Donati sind weit älteren Ursprungs als die an die tote Simonetta.

Von Giuliano selbst ist aus jenen Trauertagen kein unmittelbares Zeugnis erhalten, außer dem Gedankengang, den er zu einer lateinischen Grabschrift für die Geliebte gab und den Polizian in lateinische Disticha goß. Dieser Entwurf, der von den Meisterhänden des Montepulcianers ausgearbeitet und verschieden variiert wurde, sollte nur das Monument, das ihr im Andenken der Freunde errichtet war, schmücken, denn den Leib der Schönen deckte in Ognissanti ein namenloser Stein, der nicht mehr zu finden ist. Das laute Beileid, das sich in Versen an Giuliano wandte, spricht erst recht für eine rein ideale Neigung, über eine schuldige hätte die einfachste Dezenz den



11. Simonetta
Aus dem Fresko des Ghirlandajo in der Capella Vespucci in Ognissanti zu Florenz
(Nach: H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke)



Schleier gezogen. Man war noch nicht in der Zeit, wo die Stellung einer fürstlichen Mätresse der Familie, der sie angehörte, zur Ehre gereichte — keinem von Giulianos poetischen Freunden ist es jemals eingefallen, jene Dame aus dem Hause der Gorini zu feiern, die ihn zum Vater des kleinen Giulio machte und deren Name sogar tief verschwiegen blieb. Erst der Tod gab die geliebte Simonetta dem liebenden Giuliano ganz; von jetzt an sind Spiel und Ernst nicht mehr zu trennen. Polizian, der im Schmerz wie in der Freude das poetische Mundstück des erlauchten Freundes war, läßt uns einen Blick in sein Inneres werfen, wenn er sich bemüht, in lateinischen Distichen jeden Zug der hinschwindenden Gestalt festzuhalten. Dann kommt die Giostra und verbindet die beiden für die Unsterblichkeit.

Ein seltsames Verhängnis hat es gewollt, daß gerade am Tag, wo Simonettas Tod sich zum zweitenmal jährte, Giuliano unter den Dolchen der Verschwörer sein Leben aushauchen sollte. Die Tatsache, daß Piero Vespucci und sein Sohn Marco, der übrigens damals bereits zum zweitenmal verheiratet war, einem der Mörder Giulianos, Napoleone Franzesi, zur Flucht verhalfen, was beide mit Verbannung büßten, hat vielfach zu romanhaften Vermutungen Anlaß gegeben und

die Liebe Giulianos zur Simonetta in ein falsches Licht gerückt. Aber die Annahme eines nachträglichen Racheaktes der Vespucci wird hinfällig, wenn man bedenkt, daß der Geflüchtete ihr Verwandter war und daß sie selber später auf Verwendung des Herzogs von Calabrien von Lorenzo begnadigt wurden, was deutlich beweist, daß sie an der Verschwörung selbst nicht beteiligt waren. Auch wäre der unzuverlässige, wetterwendische Messer Piero ein schlechter Verschwörer gewesen. Polizian erzählt von ihm, daß er als ein Ruinierter und darum Unzufriedener bei der ersten Nachricht von der Ermordung Giulianos die Tat der Pazzi in den Himmel erhoben habe. „Da er aber alles Volk auf seiten Lorenzos sah, änderte er schnell seine Gesinnung und fand die Gelegenheit günstig, seinen Vermögensverhältnissen aufzuhelfen. Er rannte nach den Häusern der Pazzi, um Beute zu machen, und stachelte die raublustige Soldateska zur Plünderung auf, und es hätte mit allgemeiner Räuberei und Zerstörung geendigt, wäre nicht der entschlossene Pier Corsini dazwischengetreten."

Ob an jenem blutigen Himmelfahrtstag das Andenken der toten Simonetta noch in Giuliano lebendig war, wer vermöchte das zu sagen? Jedenfalls hat die Erinnerung an dieses ideale

Liebesglück ein sehr viel realeres nicht verhindert, wovon die Existenz des Knaben Giulio, des nachmaligen Klemens VII. zum Unsegen für Florenz und für ganz Italien Zeugnis gab. Auch erzählt Macchiavelli, daß der große Haß Francescos de' Pazzi gegen Giuliano in der Rivalität bei schönen Frauen seinen Ursprung gehabt habe. Dagegen hört sich's wie ein Nachklang aus den Tagen der ersten Liebe an, wenn man aus dem Geständnis des Montesecchi vernimmt, daß zur Zeit des Attentats Lorenzo für seinen Bruder um eine Tochter aus dem Herrscherhaus von Piombino, also eine nahe Anverwandte der Simonetta, die jener vorhin berührten tragischen Familienkatastrophe entgangen war, freite.

Seltsamerweise ist nicht ein einziges sicher beglaubigtes Bildnis der Simonetta erhalten. Vasari erzählt in seinem Leben Botticellis von einem Porträt, das dieser Künstler von der „Geliebten des Giuliano de' Medici" gemalt habe, und das zu seiner Zeit in der Guardaroba des Herzogs Cosimo hing. Daß die Simonetta gemeint sei, unterliegt keinem Zweifel, aber das Bildnis ist nicht mehr zu identifizieren. Drei noch vorhandene Bilder streiten sich um diesen Ruhm, von denen das eine in Berlin, das andere in Frankfurt, das dritte in Florenz im Pitti gezeigt wird.

Die beiden ersten sind von solcher Härte und Eckigkeit der Linien und prahlen mit so überladenem Haarputz, daß sie mit der Vorstellung des zarten jugendlichen Liebreizes, die sich an den Namen Simonetta knüpft, gänzlich unvereinbar sind. Das dritte, dürftig und hausbacken, mit unnatürlich langem Halse, eingesunkener schwindsüchtiger Brust und schlichtem, in nudelartige Strähne geteiltem Blondhaar erscheint dagegen allzu bescheiden und bürgerlich für die Schöne, deren heiteres, glanzvolles Auftreten die Dichter gerne besangen.*)

Freilich befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Aumale zu Chantilly ein anderes Porträt der Simonetta, das durch die Umschrift Simonetta Januensis Vespuccia sicher gekennzeichnet ist. Allein dieses Bild wird dem Piero di Cosimo zugesprochen, kann also nicht zu Lebzeiten der Nymphe gemalt sein, da dieser Künstler bei ihrem Tod erst vierzehn Jahre zählte. Das Gemälde, gleichfalls Profilbild, zeigt eine elegante anspruchsvolle Schönheit, die nichts mit der Vorstellung der Simonetta, wie sie dem Mediceerkreis vorschwebte, gemein hat. Der überreiche Schmuck, die Perlen in den künstlich aufgetürmten

*) Siehe Abbildung Tafel 10.

Haaren, die völlig nackte, von einer farbigen Schärpe eingerahmte etwas hagere Büste, vor allem ein müder, wissender Zug um den Mund, der sich gut mit der um den Hals gewundenen Schlange versteht, das sind keine Attribute für die echte Simonetta, es sind die willkürlichen Zutaten eines Späteren. Am anstößigsten ist das Wappenschild mit den mediceischen Kugeln, das der Künstler ihr auf die Stirn gemalt hat. Kaum mehr als ein Dezennium trennt diese Künstlergeneration von der vorigen, und schon wurde die Unschuld und Poesie des Simonettakultus nicht mehr verstanden. Dieses posthume Porträt wäre nicht gemalt worden, wenn die Erinnerung an die schöne Nymphe nicht in vollem Glanze fortgelebt hätte. Es wäre aber nicht so gemalt worden, hätte sich nicht Richtung und Geschmack der Zeit unterdessen völlig verändert.

Von Simonettas Erdenlauf ist jede Spur verweht. Alles Persönliche an ihr ist aufgesogen von der Poesie, die es nach ihrem Brauche into something rich and strange verwandelt hat. Es konnte sich also nicht darum handeln, ihr Leben zu erzählen, sondern nur ihr Bild so herzustellen, wie es den Zeitgenossen erschienen ist. Aber wir dürfen uns damit zufrieden geben: was eine Zeit sich vorträumt und dichtet, ist wichtiger, als was

sie in Wirklichkeit gesehen hat. Die Liebesfackeln, die sich nach Polizians Worten an den erloschenen Augen der Simonetta entzündeten, haben der Poesie und durch sie auch der Malerei zu neuen Pfaden vorgeleuchtet. Das Schöne aber zeugt immer weiter durch die Jahrhunderte, seine Wirkung breitet sich ins Unendliche aus, und wer kann sagen, wo die Welle zur Ruhe kommt?

Unterdessen sind zwei schöne Simonettaporträts mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen worden, die wir auf Tafel 8 und 11 wiedergeben.

Siehe H. Brockhaus, Forschungen über Florentiner Kunstwerke, Leipzig 1902.

Der Brutus der Mediceer

Das Geschlecht Giovannis di Bicci, des Stammvaters der Mediceischen Familie, teilte sich in zwei Linien: die eine hochbegabte, die von dem alten Cosimo abstammte und zuerst ihre Vaterstadt beherrschte, und die jüngere, von dessen Bruder Lorenzo begründete, die mit Cosimo I. die erbliche Großherzogswürde empfing. Zwischen dem Niedergang der ersten und dem Aufgang der zweiten Linie liegt die blutige Tragödie jener Dreikönigsnacht, wo der grausame Alessandro de' Medici unter dem Dolch seines Vetters Lorenzino endigte. Dieser Fürstenmörder, der, ohne es zu wollen, seiner eigenen, bis dahin zurückgesetzten Linie zum Thron verhalf, ist ein seltsames Naturspiel, das nur der Entartung einer genialen Rasse entspringen konnte; ein Mittelding zwischen dem Helden, dem Verbrecher und dem Narren, gehört er zu den fragwürdigsten Charakteren der Geschichte, die immer aufs neue die Phantasie der Dichter reizen, das Interesse der Psychologen fordern.

Die beiden Päpste aus dem Hause Medici hatten sich das Ziel gesteckt, ihrer republikanischen Vaterstadt eine mediceische Dynastie aufzuzwingen; sie wollten für ihre Nepoten nicht die unter bürgerliche Formen versteckte Autorität, wie sie der alte Cosimo und Lorenzo il Magnifico besessen hatten, sondern einen erblichen Fürstenthron. Jedoch der Tod hatte in ihrer Linie aufgeräumt; als Klemens VII. den Stuhl Sankt Peters bestieg, waren von seiner engeren Familie nur noch zwei blutjunge Bastardsöhne Ippolito und Alessandro übrig, auf die der Papst mit Uebergehung der rechtmäßigen Seitenlinie seine ganze Fürsorge häufte. Aber nicht der schöne und liebenswürdige Ippolito, des Herzogs Giuliano Sohn und somit in gerader Linie Enkel des Magnifico, sollte die Dynastie begründen; diesem glänzenden Jüngling mit den soldatischen Neigungen wurde mit achtzehn Jahren von dem päpstlichen Oheim der Kardinalshut aufgedrungen, damit der bessere Platz seinem Liebling, dem zwei Jahre jüngeren Alessandro, offen blieb. Die Schwäche des Papstes für diesen klugen, aber häßlichen und mit rohen Instinkten zur Welt gekommenen Mulatten war so auffallend, daß man nicht anstand, ihn für Klemens' eigenen Sohn zu halten; offiziell wurde jedoch die Vaterschaft Lorenzo dem Jüngeren,

Herzog von Urbino, zugeschrieben. Das einzige, was über Alessandros Abkunft wirklich feststand, war, daß ihm eine Schwarze, die in Collevecchio unweit Rom mit einem Stallknecht des Hauses Medici verheiratet war, das Leben gegeben hatte.

Um diesen Bastard auf den Thron zu setzen, hielt Klemens zehn Monate lang das unglückliche Florenz belagert, und Karl V. mit seinen Spaniern und Deutschen tat ihm Schergendienste, bis die florentinische Freiheit aus der Brust des eisernen Ferrucci zu Gavinana ihren letzten Atem verhaucht hatte und der Verräter Malatesta die edle Stadt, geknebelt und verblutend, den ruhmlosen Siegern zu Füßen legen konnte. An jenem Tage starb Florenz, um niemals mehr im Lauf der Geschichte aufzuerstehen, aber es hat mit dem letzten heroischen Verzweiflungskampf die Sünden vieler Jahrhunderte, seine Uneinigkeit, Verweichlichung und Entartung gutgemacht und der Welt ein glorreiches Beispiel hinterlassen, wie das Große untergeht.

Jetzt noch einen Vertragsbruch, eine Massenproskription mit Bluturteilen und Verbannungen — dann konnte der Bastard Alessandro als Herzog von Florenz und künftiger Eidam des Kaisers im Juli 1531 seinen Einzug halten.

Der neue Herr kam mit reinen Händen, denn

die Kreaturen des Papstes, darunter der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber Guicciardini, hatten das Rachewerk für ihn besorgt. Ueber dreihundert der besten Bürger waren aus der Heimat vertrieben, viele andere hatten unter dem Beil geendet, und die Stadt, die schon durch die lange Kriegsnot und durch Pest verwüstet war, lag in Friedhofsruhe. Handel und Gewerbe hatten aufgehört, die Finanzen waren verblutet, denn was der Krieg noch übriggelassen hatte, das fraß nun die Kontribution, die kleinen Leute waren ohne Brot, die Großen in Trauer um ihre hingerichteten Familienhäupter, Ernten und Viehstand vernichtet, die herrlichen Villen und Landgüter vor der Stadt, die „Krautgärtchen der Florentiner“, wie sie Klemens spöttisch nannte, der geglaubt hatte, um ihretwillen würden seine Landsleute sich nie auf einen ernstlichen Widerstand einlassen, waren von den Bürgern selbst unter der Leitung Michelangelos während der Belagerung zu militärischen Zwecken rasiert worden.

Es wäre gar nicht nötig gewesen, mit so drakonischer Strenge bei der Entwaffnung der Bürger vorzugehen, wie Alessandro tat, denn niemand dachte mehr an Widerstand. Dennoch wurden, als alle Waffen längst abgeliefert waren, die Häuser noch nach schneidenden Küchenwerk-

zeugen durchsucht, und sogar die ex voto in den Kirchen aufgehängten Messer mußten entfernt werden.

Zögernd kam damals Michelangelo aus seinem Versteck im Glockenturm von San Niccolò hervor und begab sich mit Widerstreben an seine Arbeit in der Sakristei von San Lorenzo, die Vollendung der Mediceergräber, die der Papst ihm mit Erlassung seiner politischen Sünden auferlegt hatte. Aber der Zorn des Künstlers in diesen Tagen der Schmach hat sich wie glühendes Erz in einen Vierzeiler ergossen, der unvergänglich ist wie seine monumentalen Werke. Als einer der Strozzi, die zu dem mediceischen Kreis gehörten, unter die Statue der Nacht in der Grabnische des Herzogs Giuliano die Verse angeheftet hatte:

Die Nacht, die hier so hold der Schlaf umflicht,
Ist Marmor, doch ein Engel*) gab ihr Leben.
Sie schläft, und also lebt sie — glaubst du's nicht,
Weck sie nur auf, sie wird dir Antwort geben —

ließ der furchtlose Meister seine Statue erwidern:

*) Angelò — eine Anspielung auf den Namen des Meisters.

Gut, daß ich schlafe und von Marmor bin,
Weil Schmach und Unheil meine Heimat trafen.
Nicht sehn noch hören ist mir Hochgewinn,
Drum bitte, redet leis und laßt mich schlafen!

Damit nichts mehr an die alte Freiheit erinnere, wurde auch die große Glocke, die viele Jahrhunderte lang in Zeiten der Gefahr das Volk zusammengerufen hatte, vom Turm des Palazzo Vecchio herabgeholt und in Stücke geschlagen, zur Strafe, daß sie vier Jahre früher beim letzten Aufstand gegen die Medici dem jetzigen Herrn und seinem Vetter Ippolito ins Exil geläutet hatte.

Der kaiserliche Kommissär Alessandro Vitelli terrorisierte mit seinen Söldnern die Stadt, und die waffenlosen Bürger wichen auf Straßenweite aus, wenn nur der Schritt der Patrouille durch die engen Gassen ertönte. Ein Polizeichef, Ser Maurizio, den man aus Mailand verschrieben hatte, weil man keinem Einheimischen traute, verwaltete sein Amt mit so barbarischer Grausamkeit, daß wer ihn mit seinen Sbirren auf der Straße nur von weitem sah, für den ganzen Tag nicht mehr froh wurde. Die Leibwache, die den Herzog mit ihren neumodischen, aus der Rüstkammer der Lanzknechte stammenden Spießen überall begleitete,

war den Florentinern vollends ein ganz ungewohnter Anblick und vermehrte den Schrecken. Dazu war das Aeußere des jungen Herzogs abstoßend: negerartiges Kraushaar und aufgeworfene sinnliche Lippen, aus denen brutale und cynische Reden gingen, ein polterndes Betragen — der Typus eines Gewaltherrschers und Usurpators.

Zwar fehlte es ihm zu Anfang seiner Regierung nicht ganz am guten Willen, bald aber rissen ihn die wilden Gelüste seines Negerbluts und das schrankenlose Machtbewußtsein hin, die Geschäfte langweilten ihn und wurden summarisch abgetan, roher Genuß ward sein einziger Lebenszweck, und er stürzte sich in maßlose Ausschweifung. Daß die schönsten Edeldamen bei seinen Gelagen erscheinen und sich sein Wohlgefallen zur Ehre schätzen mußten, genügte ihm nicht; er brauchte die Gewalt zur Würze seiner Vergnügungen, darum brach er bei Nacht mit seinen Schergen in verschlossene Privathäuser ein, und mit besonderer Vorliebe machte er die Klöster zum Schauplatz seiner Gewalttaten, wie er auch bei seinen Festen selber gern als Nonne verkleidet erschien.

Seine Vertrauten suchte er sich in der Hefe des Volkes: zwei Verworfene, Giomo da Carpi und einen gewissen Ungar erhob er zu seinen

Kämmerern und mit ihnen zog er des Nachts auf Abenteuer, wobei es selten ohne Blutvergießen abging und mitunter des Herzogs eigenes Leben in Gefahr kam. Fand man des Morgens eine Leiche auf der Straße, so wußte man, daß der Herzog sich in der Nacht belustigt hatte, und es wurde kein Aufhebens darüber gemacht. Ser Maurizio, dem man nachsagte, er wäre im stand, den Täufer, den Schutzpatron der Stadt, selber foltern zu lassen, wußte, wie man die Leute zum Schweigen bringt.

Wenn der Herzog durch die Straßen ritt, so saß fast immer ein kleines, mageres, finsterblickendes Männchen in schlechter Kleidung hinter ihm auf dem Pferd, wie die „schwarze Sorge", von der die Horazische Ode singt. Es war sein Verwandter und Günstling Lorenzino de' Medici; das Diminutiv führte er in der Familie wegen seines schwächlichen Wuchses und weil er der Jüngste dieses Namens war, das Volk aber nannte ihn Lorenzaccio, durch welche Endung die italienische Sprache etwas Niedriges und Verabscheuungswürdiges ausdrückt. Ihm schrieb man den Hauptanteil an des Herzogs Missetaten zu, man erzählte sich, daß er den Despoten aufhetzte gegen sein Volk, daß er ihm zutrug, was in der Stadt über ihn geredet wurde, daß er un-



12. Alessandro de' Medici
Von Angiolo Bronzino

züchtige Lieder und Komödien zu des Herzogs Vergnügen verfaßte und sich zu seinem Kuppler hergab. Man haßte und verachtete ihn zugleich wie ein giftiges Gewürm, das man nicht zertreten darf.

Bei Hofe hieß er nur der „Philosoph", denn er kleidete sich unscheinbar und altmodisch und ging gerne einsam und melancholisch umher; auch wußte man, daß er ein Gelehrter war. Der Herzog konnte ohne ihn nicht leben. Lorenzino mußte ihm die Strickleiter halten, wenn er über fremde Mauern kletterte, und stand mit Giomo und dem Ungar Wache vor den Türen, in die Alessandro gewaltsam eindrang. Lorenzino war unermüdlich, des Herzogs Liebeshändel zu vermitteln. Er belustigte ihn durch seine böse Zunge und seine zur Schau getragene Feigheit: beim Anblick einer bloßen Waffe erbleichte er und machte Miene, davonzulaufen, nicht einmal nennen durfte man in seiner Gegenwart ein solches Mordgerät; der Herzog, der unerschrocken und stark war wie ein Goliath, lachte sich Tränen über die Furchtsamkeit seines Vetters und beschützte den Kleinen mit wegwerfender Herablassung.

Und dieses labyrinthische Gemüt brütete über einem Blutgedanken, der auch den Tapfersten erschrecken konnte: Lorenzino hatte sich das Ziel ge-

setzt, mit eigenen Händen den Tyrannen zu töten und seiner Vaterstadt die Freiheit wiederzugeben! Um sein Opfer zu umgarnen, machte er sich selbst zum Werkzeug der Gewalt und zog den allgemeinen Abscheu auf sich. Eine dämonische Ruhmgier, die ihn von Kindheit an verzehrte, war ohne Zweifel sein oberster Beweggrund.

Lorenzino gehörte zu den Begabtesten unter den Medici, aber seine Familie, die einst sehr reich und angesehen gewesen, war durch schlechte Wirtschaft seines Vaters Pierfrancesco zur Armut herabgesunken; von klein auf sah er sich bei den Unterdrückten. Dann war er nach seines Vaters Tode eine Zeitlang zusammen mit seinem glücklicheren Vetter Cosimo de' Medici, dem Sohn des berühmten Soldführers Giovanni delle Bande Nere*) erzogen worden, und durch die Zurücksetzung, die er damals erfuhr, hatte sich sein ehrgeiziges Gemüt verbittert.

Als nun der Papst unter seine Verwandten die Glücksgüter zu verteilen begann, wurde Lorenzino mit seinen Geschwistern übergangen, da er ebenso wie Cosimo der jüngeren Linie an-

*) So genannt von der Tracht, die seine Söldner nach dem frühen Tod dieses berühmten Feldherrn zum Zeichen ewiger Trauer anlegten. Bei Lebzeiten führte er den Beinamen L'invitto, der Unbesiegte.

gehörte. Wohin er kam, mußte er hinter denen zurückstehen, die er geistig unter sich sah. Aber der Haß gegen die Mächtigen lag ihm auch schon von Hause aus im Blut, denn man war in seiner Familie von jeher demokratisch und hatte sogar zu Savonarolas Zeiten in offener Opposition gegen die herrschende Linie gestanden.

Dazu kam, daß er körperlich schwächlich war, in einem Jahrhundert, wo Kraft und physischer Mut unendlich mehr galten als in unsern Tagen. Arm und unansehnlich von Person fand er den einzigen Weg zur Auszeichnung in den Studien, die er ohne Lehrer mit solchem Erfolg betrieb, daß er bald zu den feinsten Kennern der alten Literatur gehörte. Aber auch unter den Büchern verfolgte ihn die Sucht nach Größe, seine überreizte Phantasie berauschte sich an den klassischen Großtaten, Brutus und Timoleon wurden sein täglicher Umgang, er mußte ihnen gleich werden, die niedergehaltene Leidenschaft drängte nach einem Ausweg, nach Betätigung um jeden Preis.

Schon als Sechzehnjähriger hatte er sich in Rom eine traurige Berühmtheit erworben. Dort waren einmal in einer Nacht gegen Ende des Jahres 1530 den römischen Kaisern am Triumphbogen des Konstantin die Köpfe abgeschlagen, auch in San Pancrazio, auf dem Forum Romanum und

in der Paulskirche antike Skulpturen in Menge verstümmelt und zerstört worden. Der Kultus der Antike stand dazumal auf seinem Gipfel, und ein vielfacher Mord wäre in den Augen der Römer ein leichtes Vergehen gewesen gegenüber einer solchen Tat. Papst Klemens schäumte, er gab Befehl, den Schuldigen, wo man seiner habhaft würde, auf der Stelle zu hängen; den einzigen Fall ausgenommen, fügte der päpstliche Erlaß mit Vorsicht hinzu, daß der Kardinal Medici selbst der Täter wäre.

Aber der leichtlebige Ippolito war nicht an diesem Streich beteiligt. Ein Aufseher der Paulskirche hatte in einem Trupp junger Leute, der eingebrochen war, um an einem antiken Sarkophag die Köpfe der Musen abzuhauen, Lorenzino de' Medici als Anführer erkannt. Die Empörung war ungeheuer, und wenn der Täter mit knapper Not am Galgen vorüberkam, so hatte er es nur seinem Vetter Ippolito zu danken, der als Fürbitter zu Klemens eilte und ihm das Bubenstück als Ausfluß der in der Familie Medici herrschenden maßlosen Sucht nach solchen Antiquitäten darstellte. Lorenzino entkam nach Florenz, doch wurde vom Magistrat ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und der Senator Molza schleuderte ihm in einer schwülstigen lateinischen Rede den Fluch

der ganzen zivilisierten Welt nach. Jahre später, als die Geschicke sich erfüllt hatten, erschien es wie ein prophetischer Zug, daß der Redner, auf die verstümmelten Musenbilder anspielend, die Muse der Tragödie aufgerufen hatte, dem Frevler in seinem eigenen Haus ein furchtbares Trauerspiel zu bereiten.

In Florenz zog Alessandro ihn an seinen Hof. Der Ton, den der Herzog dort angab, konnte nur ein brutaler sein. Geist und hohe Kultur, die sonst im Palazzo Medici ihren Sitz hatten, galten nichts mehr, sein Zuname „der Philosoph" wurde dem feingebildeten Lorenzino halb aus Spott angehängt; wollte er sich zur Geltung bringen, so mußte er sich der herrschenden Frivolität anpassen, was seiner aalglatten Natur nicht schwer fiel. Schnell durchlief der Jüngling die Schule des Lasters, die er am herzoglichen Hofe fand, und tat es an Cynismus allen zuvor. Tiefste Verderbnis und hochfliegende Exaltation vertrugen sich nebeneinander in seiner widerspruchsvollen Seele. Er kannte und liebte das Schöne, aber das Beispiel seiner Umgebung und ein eigener innerer Hang zogen ihn in den Schmutz. Er konnte in diesem Zwiespalt nicht fröhlich sein; was er redete, trug stets eine ironische Färbung, sein Lachen war ein Grinsen, das seinem wohlgebildeten

dunkelblassen Gesicht einen satanischen Ausdruck gab. Auch sein starkes poetisches Talent neigte zur Parodie und Satire.

Alessandro fand Gefallen an diesen Eigenschaften und machte ihn zu seinem erklärten Günstling.

Es wird nicht möglich sein, alle Falten dieses verborgenen Charakters zu lüften, doch zweifellos spielte sein phantastischer Geist schon früh mit dem schrecklichen Gedanken, der später der Mittelpunkt seines Daseins wurde. In Alessandro sah er zum erstenmal einen Tyrannen in Fleisch und Blut vor sich, und für ihn, den echten Sprößling der Medici, war dieser Herzog mit der gequetschten Nase und dem Wollhaar nicht einmal ein Verwandter, sondern nur der Sohn der Schwarzen und eines Stallknechts aus dem mediceischen Hause. Dazu gesellte sich das Gefühl der persönlichen Beleidigung, denn trotz der herzoglichen Gunst genoß er auch bei Hofe kein Ansehen; ein Giomo durfte es wagen, bei ihm um die Hand seiner Schwester zu werben, als ob dieser Medici zu den Verworfensten der Verworfenen herabgesunken wäre. Ein neuer Grund des Hasses kam hinzu, als der Herzog den Erbschaftsprozeß zwischen den Kindern Pierfrancescos und dem Sohn Giovannis delle Bande Nere, an dem Lorenzinos ganze pekuniäre

Existenz hing, parteiischerweise zu Gunsten des schlauen Cosimo entschied. Durch diesen Schlag wurde er mittellos und war nun ganz auf die Gnade des Tyrannen angewiesen, die er durch die schmählichsten Dienste bezahlen mußte. Er, der vom Kaiser zu Alessandros Nachfolger bestimmt war, falls jener kinderlos stürbe, stand als halber Hofnarr und als Kuppler am Thron seines Vetters. Fanatischer Haß durchglühte den Tiefentwürdigten, in dem trotz der Entsittlichung noch Funken moralischen Bewußtseins lebten. Mit der Freiheit der Vaterstadt hatte er zugleich die eigene Ehre zu rächen, die durch die Gnade des Herzogs über und über besudelt war, und die Last der Mißachtung, die auf ihm lag, wäre nicht zu tragen gewesen, hätte er sich nicht heimlich an der Vergeltung berauscht.

Diese Gefühle verbarg er hinter seiner undurchdringlichen ironischen Maske. Nur ab und zu machte er sich durch beißende Reden Luft.

Haltet alle Florentiner für Eure Feinde — mich nicht ausgenommen, pflegte er dem Herzog in seiner mephistophelischen Weise zu sagen, und wenn Alessandro ihn wegen seiner Furchtsamkeit zum besten hatte, ging er auf die Neckereien ein und gab die doppelsinnige Antwort:

Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so hütet

Euch, daß Ihr es niemals meiner Tapferkeit anvertraut. —

Neben dem herzoglichen Hofhalt gab es damals in Florenz einen zweiten, fast noch glänzenderen und luxuriöseren im Palast des Krösus von Italien, des kinderreichen Filippo Strozzi.

Dieser herrschte im Kreis der Lebemänner durch geistreichen Sarkasmus, Eleganz und ausschweifende Sitten. Er besaß großen politischen Einfluß, war fein und vielseitig gebildet, der Freund der großen Herren und der schönen Frauen und selbst ein schöner Mann, dem die Jahre nichts von seiner unbändigen Lebenslust rauben konnten. Als Gatte der stolzen Clarice de' Medici, der Tochter Pieros und Enkelin des Magnifico, hatte er die Geschicke des mediceischen Hauses im Fallen und Steigen geteilt und dem Papst zulieb auch die Ernennung des Bastards, auf den er innerlich heruntersah, mit Eifer gefördert. Gleich nach Alessandros Einzug war er nach Florenz geeilt, um sich die erste Rolle in seiner Heimat zu sichern. Als Ratgeber des jungen Herzogs genoß er fast mehr Ansehen als dieser selbst; er war es, der ihm den Plan jener Festung*) eingab, durch die Florenz auf immer geknechtet werden sollte — Michelangelo wagte den Kopf, als er sich weigerte,

*) Die heutige Fortezza di San Giovanni.

für die Zwingburg seiner Vaterstadt nur einen Finger zu rühren. Sogar die Gelder für den Bau schoß Filippo aus der eigenen Kasse vor und ahnte nicht, daß eine grausame Ironie des Schicksals für ihn selbst ein schmähliches Ende innerhalb dieser Mauern bereit hielt.

Im Hause Strozzi fühlte man sich durch die legitime Herkunft, den ungeheuren Reichtum, die feine Bildung dem Usurpator überlegen und wollte es unvorsichtigerweise merken lassen. Der tollköpfige Piero, Filippos ältester Sohn, fiel zuerst in Ungnade, weil er den Herzog in der Oeffentlichkeit und bei schönen Frauen auszustechen suchte. Wie diese Familie, die so viel dazu beigetragen hatte, ihre Heimat unter das mediceische Joch zurückzuführen, allmählich mit den Medici in Todfeindschaft geriet, ist ein ganzer Roman für sich; es genügt, davon ein einziges Kapitel zu berühren, das tragische Ende der schönen lebenslustigen Luisa Strozzi, Filippos Tochter, die weder die Geselligkeit des Hofes meiden, noch sich den Werbungen des Tyrannen ergeben wollte, sondern mit erhobenem Haupt und strahlend von Schönheit an dem Herzog, der ihre Abweisung erfahren hatte, vorüberging. Sie starb bei einem Festmahl an Gift — durch die Rachsucht Alessandros, wie gemeinhin angenommen wird; andere

sagen, auf Anstiften ihrer eigenen Brüder, die sie den Nachstellungen des Herzogs entziehen wollten, um ihre Familienehre zu sichern.

Zwischen den Söhnen Filippos und dem „Philosophen“ bestanden von alters her gute Beziehungen, und sie machten einander aus ihrem Haß gegen Alessandro kein Hehl. Ab und zu fielen Vorschläge, wie der Tyrann zu beseitigen wäre.

Aber Lorenzino wollte keine Mitverschworenen — ob er von der Wagehalsigkeit der Strozzi das Fehlschlagen seines Unternehmens voraussah, ob er die Späher fürchtete, von denen er selbst umlauert war — er ging hin und hinterbrachte dem Herzog die Anschläge, die gegen ihn geschmiedet wurden. Alessandro, dem es sonst an Scharfblick nicht fehlte, ließ sich gründlich hintergehen und vertraute seine Person dem Verräter ohne Rückhalt an.

Filippos Söhne, vielleicht von dem unergründlichen Lorenzino selber gewarnt, konnten rechtzeitig aus der Stadt entweichen, der Vater wurde vom Papst nach Frankreich geschickt, um seine Nichte Catarina de' Medici ihrem Gemahl, dem Dauphin, zuzuführen, und so lange Klemens lebte, blieb der Bruch in der Verwandtschaft äußerlich verklebt, aber heimlich glühte die Feindschaft

weiter. Und Lorenzino, der das Vertrauen beider Teile hatte, fuhr fort, mit unendlicher Kunstfertigkeit auf dem gefährlichen Seile zu balancieren.

Alessandros Regiment wurde nachgerade auch seinen Anhängern unleidlich, und viele sagten sich wie die Strozzi von ihm los. Erpressungen, Grausamkeiten und Gewalttaten aller Art waren alltägliche Ereignisse. Mit Zustimmung des Papstes fanden in kurzen Zwischenräumen immer neue Proskriptionen statt. Schon wimmelte es durch ganz Frankreich und Italien von vertriebenen Florentinern, die den Ruf von Alessandros Missetaten über die Welt verbreiteten. Man nannte diese Nation von Verbannten die „Ausgewanderten", unter welcher Bezeichnung man sowohl die Flüchtigen, denen die Rückkehr verboten war, wie die auf Staatsbeschluß Ausgewiesenen und die zum Zwangsaufenthalt Verurteilten begriff. Auf dem Verkehr mit ihnen stand die nämliche Strafe, von der sie selbst betroffen waren.

Unter den Ausgewanderten befand sich fast die ganze Blüte der florentinischen Nation. Noch glücklich die, deren Spruch auf einfache Verbannung lautete und die umherirrten, um Aufnahme zu finden; wen man ganz zu Grunde richten wollte, den verurteilte man zum Zwangsaufenthalt in einer unwirtlichen oder von Seuchen

heimgesuchten Gegend, wo der Sträfling entweder sein Brot nicht erwerben konnte und im Elend verdarb oder von Miasmen getötet wurde. Am liebsten wählte man Orte, die gerade von der Pest heimgesucht, oder solche, die durch tödliche Sumpfluft berüchtigt waren, so ein kleines Inselchen im Trasimenersee, das ganz mit Florentinern überfüllt wurde. Wer den Strafplatz ohne Erlaubnis verließ, verfiel der Acht, und seine Güter wurden eingezogen. Es war dies das einfachste Mittel für den Tyrannen, seine Kasse zu füllen; wenn er Geld brauchte, wanderte ein Schub Verdächtiger, die man unter den Reichsten und Angesehensten suchte, ins Exil. Die Klagen der Mißhandelten fanden bei dem Kaiser taube Ohren; in seinen ewigen Händeln mit Franz I. von Frankreich brauchte er die Freundschaft oder wenigstens die wohlwollende Neutralität des Papstes, und außerdem sollte seine Tochter Margarete, gleichfalls eine Frucht ungesetzlicher Liebe, sobald sie erwachsen wäre, den Thron des Bastards teilen.

Der unerwartete Tod des Papstes veränderte plötzlich die ganze Lage. Filippo Strozzi fiel jetzt offen von Alessandro ab, er eilte nach Rom und entfaltete eine heftige Agitation gegen den Herzog. Von Florenz aus wurde er samt seinen Söhnen in die Acht erklärt. Vertreibung des Tyrannen,

Herstellung der Republik war seine Losung, auf die von allen Winkeln der Erde die vertriebenen Florentiner in Rom zusammenströmten.

An ihre Spitze trat jetzt eine Persönlichkeit, an der schon lange insgeheim alle Hoffnungen hingen, der junge Kardinal Medici. Zwischen ihm und dem Sohn der Schwarzen herrschte Todfeindschaft, schon als Kinder hatten sie sich hinter dem Rücken des päpstlichen Oheims gerauft und geschlagen. Als Klemens die beiden noch unmündigen Neffen im Jahre 1525 unter der Regentschaft des Kardinals Passerini zu Herren ihrer Vaterstadt eingesetzt hatte, mußte er ihnen einen getrennten Hofhalt anweisen. Damals galt Ippolito für die Hauptperson, er führte den Titel „Magnifico", der seit dem Tod des großen Lorenzo keinem Medici mehr so gut zu Gesicht gestanden hatte wie diesem glänzenden Epigonen. Alle Welt hielt damals ihn für den künftigen Gebieter, und Ippolito konnte diesen kurzen Traum der Herrschaft nie vergessen. Er war, wenn nicht von legitimer Geburt, so doch von edlem Blute, denn eine vornehme Dame aus Urbino hatte ihm das Leben gegeben, und durch seinen persönlichen Zauber, die feine Bildung und den Ruf einer unbegrenzten Freigebigkeit war er ganz dazu geschaffen, an die alten mediceischen Traditionen

wieder anzuknüpfen. Wiederholt hatte er schon versucht, den verhaßten Vetter durch Ueberrumpelung vom Thron zu stoßen, aber Klemens und der Kaiser vereitelten seine Pläne. Zur Entschädigung wandte der Papst ihm die reichsten Pfründen zu, die er mit echt mediceischer Freigebigkeit verschwendete. Seine Beliebtheit war so ungeheuer, daß, als er einmal nach einem Zerwürfnis mit Paul III. die Stadt verlassen hatte, ihm bei seiner Rückkehr der ganze römische Adel, jung und alt, bis vor das Stadttor entgegenzog, um ihn wie im Triumph nach Hause zu begleiten.

Er war das seltsamste Exemplar von einem Kardinal, das die verweltlichte Hauptstadt der Christenheit damals aufzuweisen hatte, denn er haßte das geistliche Gewand, ging stets in kriegerischer Tracht, und ein Trupp Soldaten mußte jeden Augenblick seines Winkes gewärtig sein. In seinem Palast sah man niegesehene Trachten und hörte niegehörte barbarische Laute, ein Heer fremder abenteuerlicher Menschenbilder aus fernen Zonen: tatarische Schützen, indische Taucher, maurische Reiter, jeder in seiner Art unübertroffen, bildeten den Hofstaat des Kardinals. Wie seine Vorfahren liebte er den Verkehr der Dichter und Gelehrten, und die florentinischen Künstler, die damals in Rom zusammenströmten, fanden bei ihm

ein allzeit offenes Haus. So beschützte und beherbergte er Benvenuto Cellini, als der tolle Goldschmied wegen eines Totschlags von den Häschern des Papstes gesucht wurde, und selbst der stolze Michelangelo, der sonst den mediceischen Epigonen gern so weit wie möglich aus dem Wege ging, gehörte zu seinen Freunden.

Dieser glänzende Name gab der Sache der Ausgewanderten einen festen Kitt. Jetzt hatte Alessandro keine Stütze mehr im Vatikan, auf dem päpstlichen Stuhl saß ein Farnese, der wiederum nichts eiligeres zu tun hatte, als für seine eigene Familie zu sorgen und die Einrichtungen seines Vorgängers aufzuheben. Dazu kam ihm der mediceische Familienzwist sehr gelegen, er schürte nach Kräften zwischen den Vettern und munterte die Ausgewanderten zur Befreiung ihrer Vaterstadt auf.

Der Geschichtschreiber Jacopo Nardi, einer der Verbannten von 1530, wurde als Beauftragter der Partei durch Piero Strozzi des Nachts und in aller Heimlichkeit, denn Alessandros Spione lauerten auf Schritt und Tritt, in den Palast des Medici geführt. Man ließ ihn im Dunkeln viele Treppen hinaufsteigen und in einem inneren Gemach warten, bis eine kriegerische Gestalt mit Mantel und Degen, den roten Seidenhut auf dem

Kopf, ins Zimmer trat und dem Betroffenen lächelnd sagte: Ich bin der Kardinal. — Bei der nun folgenden Unterredung bezauberte der Jüngling seinen Besucher so, daß der alte ehrliche Republikaner Freudentränen vergoß.

Man beschloß vom Kaiser die Entfernung Alessandros und die Wiederherstellung der Republik mit Ippolito an der Spitze zu verlangen. Freilich möchte der Kardinal sich schwerlich damit begnügt haben, für die Verbannten die Kastanien aus dem Feuer zu holen, er wollte den Purpur ablegen und selber Herzog sein, aber wenigstens hätte er die höchste Stelle würdiger ausgefüllt.

Doch Karl, der eben zu einem Kriegszug nach Tunis rüstete, hatte keine Zeit für die florentinischen Händel. Der Kardinal wurde ungeduldig. Zwischen den Vettern handelte sich's jetzt darum, wer dem anderen beim Kaiser den Rang abliefe. Der Herzog unterhielt geheime Agenten am kaiserlichen Hofe, der Kardinal, der das wußte, wollte durch persönliche Gegenwart Alessandros Einflüsse kreuzen. Er brach mit seinem prächtigen bunten Gefolge, dem sich viele der verbannten Florentiner anschlossen, nach Neapel auf, um sich dort nach Tunis einzuschiffen und unter den Fahnen des Kaisers mitzukämpfen, das Kriegs-



13. Cardinal Ippolito de' Medici
Von Tizian
(Nach einer Photographie von Alinari, Florenz)

handwerk lag ihm ohnehin im Blute. Aber seine Laufbahn war zu Ende. Am 1. August kam er in Itri an, wo er ein paar Tage Rast machte, um seine schöne Freundin Giulia Gonzaga, die schönste Frau Italiens, die in Fondi wohnte, zu besuchen. Da erkrankte er jählings und starb nach wenigen Tagen an Gift, das sein Mundschenk ihm gereicht hatte — auf wessen Antrieb, wollte der Mörder nie bekennen, doch daß er bei dem Herzog von Florenz eine Zuflucht fand, spricht laut genug für Alessandros Schuld. Der treulose Diener erhielt seinen Lohn, da er einige Monate später an der umbrischen Grenze von dem empörten Volk in Stücke gerissen wurde.

Die ganze Expedition löste sich vor Schreck und Trauer auf, die meisten ihrer Teilnehmer gingen auf der Rückreise elend zu Grunde. Ippolitos Leiche wurde von seinem farbigen Gefolge unter lautem Wehklagen auf den Schultern von Itri nach Rom getragen. Er war erst sechsundzwanzigjährig, als er starb; in dieser kühnen Jünglingsgestalt hatte noch einmal aller Glanz der niedergehenden Renaissance aufgeleuchtet, und sein früher Hingang ließ ein allgemeines Bedauern zurück.

Sein Bild, von Tizian gemalt, hängt im Pitti zu Florenz: eine kühnbewegte kriegerische Gestalt

im braunen Samtrock, über den das Schwert geschnallt ist, ein rotes Barett mit Pfauenfedern auf dem Kopf, in der Rechten den Kommandostab, in der Linken den Degengriff, der Ausdruck ernst, ja düster, als ob er das frühe Verhängnis fühlte; nichts erinnert in dieser stolzen Erscheinung an einen Mann der Kirche.

Durch den Verlust ihres Hauptes ließen die Verbannten sich nicht entmutigen. Der Strozzi, der mit seinen Söhnen den Meuchelmördern entgangen war, hielt die Partei zusammen. Sobald Karl aus Tunis zurück war, begab sich eine Deputation nach Neapel, ihm die Klagen der Verbannten vorzutragen. Von Florenz war auch Alessandro unterwegs mit fürstlichem Pomp, er und seine Edelleute wegen dem Tode des Kardinals in frischer Trauer. Er kam, um sich von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen zu reinigen, aber das schwerste von allen beging er erst jetzt.

In Collevecchio lebte noch seine Mutter, die sich und ihre jüngeren Kinder kümmerlich mit Wollespinnen ernährte. Der herzogliche Sohn hatte sie im Elend gelassen, weil er sich ihrer schämte. Jetzt wußte er, daß die Verbannten damit umgingen, die alte Mulattin zu seiner Schmach an den Hof des Kaisers zu führen, und

um dem Skandal vorzubeugen, räumte der Unmensch die arme Alte durch Gift aus dem Wege.

Danach zog er mit einer glänzenden Begleitung von mehr als dreihundert Berittenen in Neapel ein und stieg gleich in Castel Capuana ab, um seine Braut zu begrüßen. In der kaiserlichen Residenz kam es zwischen den Herren von seinem Gefolge und den ausgewanderten Florentinern zu bösen Worten und selbst zu Tätlichkeiten. Unter den Ankömmlingen befand sich auch Lorenzino. Er haßte den Herzog wenn möglich noch grimmiger als zuvor, denn in dem Kardinal hatte er eine der wenigen Personen, an die ihn ein aufrichtiges Wohlwollen band, verloren.

Jetzt stieß er am Hof des Kaisers mit seinem alten Freunde Piero Strozzi zusammen. Voll Verachtung warf ihm dieser in Gegenwart vieler Herren seine Verrätereien ins Gesicht.

Ich glaubte einmal, Ihr wäret ein Mann, sagte er wegwerfend, aber jetzt weiß ich es anders.

Lorenzino hörte ihn mit unbeweglichem Gesichte an, dann antwortete er ruhig:

Messer Piero, ich werde Euch bald beweisen, daß ich doch ein Mann bin. — Aber nach diesen Worten verließ er schleunig den Saal und

suchte Alessandro auf, dem er die ganze Begegnung erzählte, so daß, als gleich darauf einer der Höflinge kam, den Herzog zu warnen, dieser schon durch Lorenzino selbst von allem unterrichtet war.

Der Herzog besaß ein wunderbar gearbeitetes Panzerhemd aus feinsten Stahlringen, auf das er große Stücke hielt, weil es leicht und elastisch wie ein Handschuh am Leibe saß. Er äußerte gelegentlich, wenn er nicht dieses Prachtstück von Schmiedearbeit besäße, das ihm nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursache, so würde er lieber gänzlich ungewappnet gehen. Darum plante Lorenzino seit lange, ihm das Eisenhemd zu entwenden, um den Weg zu seiner bloßen Brust zu finden. In Neapel ließ der Herzog es eines Tages beim Umkleiden auf seinem Bette zurück. Lorenzino, der allein im Zimmer war, nahm es eilig an sich und warf es in einen Brunnen hinter dem Palast. Der Herzog vermißte es gleich und ließ das ganze Haus danach durchsuchen, und das rätselhafte Verschwinden des Eisenhemdes brachte großen Verdruß und Argwohn unter die Dienerschaft, doch wagte niemand den Täter, den man wohl vermutete, anzuklagen. Das Gerücht von diesem Vorfall drang bis nach Florenz, und gleich bei der Rückkehr des Hofes ließ der berüchtigte

Polizeidirektor sich bei dem Herrn melden und sagte ihm dringlich:

Wenn Eure Exzellenz mir die Erlaubnis gibt, den Philosophen zu befragen, so will ich schnell erfahren, wo Ihr Stahlwams geblieben ist.

Der Herzog scheute sonst vor den Mitteln des Ser Maurizio nicht zurück, aber seinem Faktotum wollte er kein Härchen krümmen lassen.

Was, antwortete er in seiner derben Art, möchtest du dem Lorenzino an den Kragen? Geh, laß ihn in Frieden.

Er war in gnädiger Laune aus Neapel zurückgekehrt, denn es war dort alles nach seinen Wünschen gegangen. Die Mission der Verbannten hatte klägliches Fiasko gemacht. Es waren zwar langatmige Reden gehalten und umfangreiche Schriftstücke eingereicht worden, aber Alessandros Sprecher, der berühmte Staatsmann Francesco Guicciardini hatte dem Kaiser seine Verbrechen als kleine Jugendverirrungen darzustellen gewußt, und Karl hatte den Herzog aufs neue in allen seinen Rechten bestätigt. Dann feierliches Ringewechseln zwischen dem Bastard und der Kaiserstochter, worauf Alessandro schleunigst vorausgereist war, um in Florenz für den Besuch des Schwiegervaters zu rüsten.

Dieser Einzug, für den die ganze Stadt in ein Feenschloß verwandelt werden mußte, diente erst recht dazu, die Florentiner zu belehren, daß fortan zwischen der kaiserlichen Majestät und seinem Schwiegersohn ein Wille herrschte, und daß es nutzlos war, noch länger einem Gedanken an die Wiederkehr des Vergangenen nachzuhängen.

Kaum waren diese anspruchsvollen Gäste abgezogen, als die kaiserliche Braut mit ihrem Ehrengeleite aus Neapel eintraf. Abermals Triumphbogen, Festgeläute und Freudenfeuer; in San Lorenzo wurde das Volk auf Staatskosten bewirtet, und es gab viel zu gaffen, bis alle Zeremonien und Feste vorüber waren und der Herzog an der Spitze seiner Edelleute „Madama Margarita", wie die Florentiner sie nannten, in sein eigenes Haus abholte.

Die spätere Geschichte kennt sie unter dem Namen Margarete von Parma als die Regentin der Niederlande, die kluge Freundin des Grafen Egmont, die durch ihre aus Italien mitgebrachte religiöse Toleranz den leidenden Provinzen ein Segen ward, bis der furchtbare Alba sie von ihrem Posten verdrängte. In Goethes Egmont erscheint sie als majestätische Frau von männlichem Charakter mit einem „kleinen Bärtchen auf der Ober-

lippe", und dieses strenge Bild will die Gestalt der jugendlichen Braut, die im Jahre 1536 unter dem blauen toskanischen Himmel von Poggio a Cajano aus ihren Einzug hielt, in der Phantasie nicht aufkommen lassen. Schön war sie auch damals nicht, wie die Denkmünzen beweisen. Sie wurde dem Herzog fast noch als ein Kind vermählt, mehr zur Sicherung der beiderseitigen Interessen, als um so früh seine Gattin zu sein. Aber schon jetzt harrten ihrer die schwersten Prüfungen, denn die Katastrophe stand unmittelbar vor der Türe.

Die Verblendung des sonst so argwöhnischen Despoten, der in jedem Florentiner einen Verschwörer witterte, erschien seinen Getreuen wie ein Werk der Gestirne. An Warnungen fehlte es nicht. Schopenhauer stellt einmal den wunderlichen Satz auf, daß ein schweres Geheimnis, lange in der Brust eines Menschen verschlossen, sich am Ende von selbst der Außenwelt mitteilen müsse. An dieses mystische Wort wird man erinnert, wenn man sieht, wie Lorenzinos Umgebung ihm den Mordgedanken aus der schweigenden Seele las.

Schon bei der Grundsteinlegung der Zitadelle war dem Herzog vom Astrologen, der dieser Handlung vorstand, der Tod durch die Hand seines

Vetters prophezeit worden. Alessandro hatte nur gelacht; er war dem alles beherrschenden Aberglauben so unzugänglich, daß er als ein Ausnahmemensch in seiner Zeit erscheint. Zum Grausen der Florentiner hatte er sogar einen astronomischen Unglückstag (eine Sonnenfinsternis) und obendrein einen dreizehnten zum Hochzeitstag gewählt.

Ein Soldat seiner Leibwache träumte, der Herzog sei von einem kleinen schmächtigen Menschen, dessen Aeußeres er sich genau erinnerte, ermordet; er redete den Herrn des Morgens unter der Türe an, um ihm den Traum zu erzählen, und da Lorenzino eben dazu trat, rief er: Dieser ist's! — Aber der Herzog schickte ihn mit barschen Worten weg. Madonna Lucrezia, die Tochter des Magnifico, die als hochverehrte Matrone noch am Hofe lebte, und ihre Tochter Maria Salviati, die Mutter des jungen Cosimo, sagten ihm ins Gesicht, Lorenzino stehe ihm nach dem Leben. Von allen Seiten empfahl man ihm Vorsicht an; niemand könne seinem Schicksal entgehen, war das einzige, was der Herzog darauf antwortete.

Selbst den gemeinsamen Spießgesellen war Lorenzinos Wesen unheimlich geworden, denn auf einem ihrer nächtlichen Abenteuer wollte der

Kämmerer Giomo den Strick, an dem jener sich über eine Mauer hinabließ, abschneiden und seinem Herrn den verdächtigen Menschen vom Halse schaffen, aber der Herzog fiel ihm in den Arm.

Mit einer an Wahnsinn grenzenden Entschlossenheit lauerte Lorenzino auf den günstigen Augenblick.

Wenn sie zusammen auf einem Pferd über den Mercato ritten, war er öfters versucht, den Herzog, der keinen Stahl mehr auf dem Leibe trug, rücklings niederzustechen, aber die Nähe der Trabanten hielt ihn ab. Ein andermal hätte er ihn von einer hohen Mauer, die sie Nachts zusammen überkletterten, herabstoßen können, aber nun mußte er fürchten, daß entweder der Tyrann mit dem Leben davon kommen oder daß man seinen Tod einem Zufall zuschreiben könnte, und damit war ihm nicht gedient, er bedurfte des Ruhms: so tief man ihn jetzt verachtete, so hoch sollte man ihn später verehren.

Allmählich war es ein öffentliches Geheimnis geworden, daß der schweigsame Melancholikus etwas gegen den Herrn im Schilde führte. Ihm selbst entschlüpften gelegentlich Andeutungen, die der Herzog nicht ernst nahm.

Schon im Vorjahr, als er seine Komödie „Aridosia" vor versammeltem Hofe aufführen

ließ, sollte er geäußert haben, er werde bald ein blutiges Trauerspiel folgen lassen, das den Titel Fiorenza führen solle.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung. Der Künstler hatte in seiner Eigenschaft als Münzmeister und Stempelschneider beim Herzog Zutritt und wunderte sich oft, wenn er nach Tisch den Herrn allein mit seinem unheimlichen Günstling schlummern fand. Eines Tages hatte er das Bildnis des Herzogs für eine Schaumünze in Wachs bossiert und wollte nun Urlaub nehmen, um sich in Rom für einen früher begangenen Totschlag den Ablaß zu holen. Der Herzog ward ärgerlich und suchte den geschickten Meister zum Bleiben zu bereden. Er war jenes Tages unpaß und lag zu Bette, niemand war um ihn als Lorenzino, der während des ganzen Gesprächs einsilbig blieb; der „fatale Blick", mit dem er immerfort den Herzog ansah, fiel dem Künstler auf.

Cellini antwortete dem Herrn auf sein Drängen, er werde die Schaumünze in Rom vollenden, und sie solle schöner werden, als alle seine früheren derartigen Arbeiten. Dann wandte er sich an den Günstling: Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine Kehrseite dazu, er ist gelehrt und von großem Geiste.

Darauf antwortete Lorenzino schnell: Ich

denke an nichts anderes, als dir eine schöne Kehrseite zu geben, die Seiner Exzellenz wert sei.

„Der Herzog," so erzählt Benvenuto, „lächelte spöttisch und sagte: bring ihn auf die Kehrseite, so verreist er nicht.

Da sagte Lorenzo: Ich will so schnell wie möglich fertig sein, es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt.

Der Herzog, der ihn zum besten hatte und überhaupt nicht achtete, drehte sich im Bett herum und lachte über diese Worte." *)

Benvenuto erzählt nun, wie er nach diesem Gespräch Florenz ohne weitere Umstände verließ. In Siena holte ihn ein Diener des Herzogs ein, der ihm im Namen seines Herrn ein Geschenk von fünfzig Goldgulden überbrachte und hinzusetzte: Herr Lorenzo läßt dir sagen, daß er zu der Denkmünze, die du machen willst, eine wundersame Kehrseite im Sinn habe.

Dies war im Sommer gewesen, einige Monate vergingen, der Künstler lebte in Rom und hatte bereits zum Verdruß der Verbannten den Kopf des Herzogs in Stahl gegraben, aber er konnte die Medaille nicht vollenden, weil ihm Bild und Schrift für die Rückseite fehlten. Da schrieb er an einen Freund in Florenz, man möchte

*) Nach der Übersetzung Goethes.

Herrn Lorenzo an sein Versprechen erinnern. Der Freund antwortete: er habe den „närrischen hypochondrischen Philosophen“, den Lorenzino gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anderes und wolle so bald wie möglich die Rückseite liefern. Doch riet der Freund, nicht weiter darauf zu hoffen, sondern die Medaille nach eigener Erfindung zu vollenden, was jener denn auch tat.

Am Dreikönigsfest war Benvenuto nach seiner Gewohnheit mit einem Freunde auf die Jagd geritten. Bei der Heimkehr nach Rom, da es schon nachtete, will er von einer Anhöhe aus einen mächtigen, funkelnden Feuerbalken in der Gegend von Florenz am Himmel wahrgenommen haben. Auch der Freund soll gleichzeitig des Phänomens ansichtig geworden sein, und beide waren sofort überzeugt, daß dieses Himmelszeichen auf ungeheure Vorgänge in Florenz deute.

Am folgenden Abend spät kam die Nachricht von der Ermordung des Herzogs Alessandro, und jetzt verstanden Benvenuto und seine Freunde, welche Kehrseite der melancholische Sonderling im Sinn getragen hatte.

Von der Tat und ihrer Vorbereitung gibt es die ausführlichsten Schilderungen, die aus Lorenzinos eigenem Munde stammen.

Der Herzog, den die Nähe der jungen Gattin nicht bändigte, hatte seine begehrlichen Augen auf die schöne Catarina Ginori, eine Frau von unantastbarem Ruf und nahe Verwandte Lorenzinos, eine jüngere Halbschwester seiner Mutter, geworfen. Sie lebte in bedrängten Verhältnissen und ging wenig in Gesellschaft, aber ihr Haus lag nicht weit von der Rückseite des Mediceerpalastes, und so mochte Alessandro ihr auf der Straße begegnet sein. Ohne Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft vertraute er sich seinem gewohnten Helfershelfer an und hatte die Stirn, ihn um Vermittlung zu ersuchen.

Lorenzino frohlockte; auf eine solche Gelegenheit hatte er seit lange gewartet. Er übernahm es, cynisch wie immer, dem Herzog eine Zusammenkunft mit der Dame zu verschaffen, und ohne seiner Tante ein Wort zu sagen, hielt er ihn mit leeren Versprechungen hin, bis die Zeit seinem Vorhaben günstig wäre.

Darüber war der 5. Januar, der Vorabend des Epiphaniafestes, herangekommen, das in Florenz „Befana" heißt und bis auf den heutigen Tag durch ungeheuren Lärm gefeiert wird. Die Phantasie des Volkes denkt sich die Befana in Gestalt einer Hexe verkörpert, die in einem Sack oder Strumpf Geschenke und Ueberraschungen

bringt. Diesmal war eine Befana vor der Tür, die den Florentinern eine grausige Ueberraschung zubereitete.

An jenem Tage — es war ein Samstag — hatte Lorenzinos Mutter sich zu ihrem jüngeren Sohn Giuliano begeben, der krank in Cafaggiolo lag, ihre Töchter waren bei Verwandten untergebracht; Lorenzino blieb somit allein in der Wohnung. Unter seinen Dienern befand sich ein gewisser Pietro mit dem sonderbaren Zunamen Scoronconcolo, dem Lorenzino einmal, da er wegen Totschlags verurteilt war, das Leben gerettet hatte. Gegen diesen, der ein verwegener Bursch und seinem Herrn mit Leib und Seele ergeben war, hatte Lorenzino sich schon des öfteren beklagt, daß er von einem Feind bei Hofe gehänselt und beschimpft werde, worauf Scoronconcolo sich jedesmal dringend erbot, ihm den Gegner, wer er auch sei, vom Halse zu schaffen. Diesen Burschen holte Lorenzino, der Mutter Abwesenheit benützend, sich jetzt zum Frühstück, wie er häufig zu tun pflegte, um sich seine Anhänglichkeit zu sichern, und bei Tische teilte er ihm mit, daß er für den Abend etwas Großes plane.

Man war bereits im Karneval, und die doppelte Festlichkeit brachte einen Geist der Ausgelassenheit über die ganze Stadt. Am Morgen,

da etwas Schnee gefallen war, belustigten Alessandro und sein Günstling die junge Herzogin durch Schneeballenwerfen im Hofe des Palastes. Am Nachmittag verkleideten sich die beiden als Rinderhirten aus den Apenninen, bestiegen zwei schlechte Esel und tollten durch die Stadt, indem sie vor den Fenstern gefeierter Schönheiten allerhand Späße aufführten. So hetzte Lorenzino den Herzog den ganzen Tag herum und brachte ihn am Abend, abgemattet von Vergnügungen, in den Palast zurück. Er selbst mit dem Fanatismus der fixen Idee, die in ihm glühte, spürte keine Müdigkeit. Nach Tische wollte der Herzog sich legen, da schlich sein böser Geist hinter ihn und raunte ihm ein paar Worte zu, die jenem den Schlaf vertrieben. Alessandro erhob sich rasch, warf ein mit Zobel gefüttertes Atlasgewand über, schwankte noch einen Augenblick zwischen einem Paar eiserner und einem Paar parfümierter Handschuhe, wählte dann die parfümierten und verließ mit wenigen Vertrauten den Palast.

Um nicht belauert zu werden, begab er sich zuerst nach der Piazza San Marco und entließ dort seine Begleiter alle bis auf den Ungar. Mit diesem kehrte er nach der Wohnung Lorenzinos um, die zunächst an den Mediceerpalast stieß. Dorthin hatte ihn der Verräter bestellt

unter dem Vorwand, daß die schöne Catarina endlich in eine Zusammenkunft gewilligt habe, nur verlange sie um ihres Rufes willen die größte Vorsicht und Heimlichkeit. Der Herzog ließ den Ungar gegenüber von Lorenzinos Haustüre warten, mit der Weisung, sich nicht zu rühren, wen er auch aus- oder eingehen sehe.

Darauf führte ihn Lorenzino in sein eigenes Zimmer, wo ein gutes Feuer im Kamin brannte. Alessandro warf sich müde wie er war aufs Bett, nachdem er den Degen abgeschnallt hatte; flink umwickelte jener Griff und Scheide mit dem Gurt, um die Waffe unbrauchbar zu machen, und legte sie dem Herzog aufs Kissen. Dann ließ er die Bettvorhänge niederfallen und entfernte sich, scheinbar, um die Dame herzubegleiten, in Wahrheit, um den Scoronconcolo aufzusuchen, dem er sagte, der Augenblick sei da, der Feind liege schlafend auf seiner Kammer; er solle sich brav halten und nicht darauf achten, daß es ein Freund des Herzogs sei.

Der Bursch verschwor sich, ihm sei alles gleich, und wenn es der Herzog selber wäre — und so erfuhr er erst im letzten Augenblick, wem das Attentat galt.

Lorenzino stieß die Türe auf, näherte sich dem Bett, und mit den Worten: Herr, schlaft

Ihr? — hatte er dem Herzog schon ein kurzes Schwert durch den Leib gerannt.

Tödlich verwundet sprang Alessandro auf, und es entspann sich eine Szene, deren Einzelheiten zu grausig sind, um sie zu erzählen. Der unglückliche Herzog, der sich, ohne einen Ruf auszustoßen, wie ein Löwe wehrte, wurde von den zweien überwältigt, Lorenzino sagte ihm noch mit satanischem Hohn: Es wird nicht fehlen, Herr! — indem er ihn aufs Bett zurückdrückte und durch seinen Helfershelfer das schauerliche Werk vollenden ließ.

Dann hoben sie den Toten, der in einem See von Blut auf den Boden gerollt war, wieder aufs Lager und zogen die Bettvorhänge über ihm zu.

Als alles vorüber war, schleppte Lorenzino sich keuchend ans Fenster, um Luft zu schöpfen. Sein Daumen, den das Opfer ihm im letzten Verzweiflungskampf durch und durch gebissen hatte, ließ einen breiten Blutfleck auf dem Gesimse. Auf der Straße, die hell im Mondenschein dalag, war alles still geblieben, der Ungar hatte längst seinen Posten verlassen und sich im Zimmer des Herzogs schlafen gelegt. Auch im Hause regte sich nichts. Frau Maria Salviati, die Witwe Giovannis delle Bande Nere, die den anderen Flügel bewohnte, hatte zwar Lärm und Tritte

vernommen, aber nicht darauf geachtet, denn Lorenzo hatte absichtlich schon wiederholt des Abends junge Leute auf sein Zimmer gebracht und mit ihnen scherzweise Raufszenen aufgeführt, wobei er hin und her rannte und schrie, als ob ein Mord geschähe.

Kaum war die Tat vollbracht, als bei Lorenzino der Rückschlag eintrat. Mit der übermenschlichen Spannung seiner Kräfte verließ ihn die fanatische Entschlossenheit. Der Tyrann war tot, jetzt hätte es gegolten, in die Stadt zu eilen, den Tod des Herzogs zu verkündigen und das Volk zur Befreiung aufzurufen. Wenn je die Zeichen für eine Volksbewegung günstig standen, so war es an diesem Tage, denn der Kaiser focht fern im Norden, und die Stadt selbst war von Truppen entblößt, weil der Vitelli mit seinen Leuten sich an die umbrische Grenze begeben hatte.

Aber wo waren jene tapferen Bürger, jene Freunde der Freiheit, auf die man in einem solchen Augenblick zählen konnte? Und wenn es deren noch gab, würden sie dem Günstling und Spion des Tyrannen Glauben schenken, mußten sie nicht vielmehr annehmen, er wolle sie im Einverständnis mit dem Herzog in eine Falle locken? Ein einziger Fehler war von Anfang an in seiner wohldurchdachten Rechnung gewesen, und der verdarb

ihm jetzt das ganze Spiel. Die Flamme der Begeisterung anzublasen, ein verzagtes Volk um seine Fahne zu scharen, das war keine Aufgabe für einen Lorenzaccio.

Zu dieser Erkenntnis gesellte sich der rasende Schmerz an der gebissenen Hand und die Angst seines Spießgesellen, der nicht aufhörte, ihn zur Flucht zu drängen. Lorenzino verlor den Kopf, die tollsten Vorsätze gingen durch sein verstörtes Hirn, er wollte die Getreuen des Herzogs einzeln rufen und sie neben der Leiche ihres Herrn ermorden, ebenso dessen natürliches Söhnchen Don Giulio. Zunächst tat er etwas ganz Sinnloses: er ließ seinen Diener Freccia holen, zeigte ihm die Leiche und schlug über dessen Entsetzen ein wahnsinniges Gelächter auf. Dann kam er wieder zu sich und begann nun an seine und seines Mitschuldigen Sicherheit zu denken.

Der Erzbischof Marzi hatte als Vertrauensperson des Herzogs die Schlüssel der Stadt in Händen. Zu ihm begab sich Lorenzino und bat um Durchlaß, weil sein Bruder sterbend in Cafaggiolo liege. Der Erzbischof hatte kein Arg, da er Lorenzinos nahes Verhältnis zum Herzog kannte, und um dem Günstling gefällig zu sein, gab er ihm aus freien Stücken auch noch die Postpferde.

Lorenzino stieg mit den beiden Dienern zu Pferd und ritt in rasender Eile nach Bologna.

Dort führte der Zufall ihm gleich einen der ausgewanderten Florentiner, von denen die Stadt wimmelte, in den Weg. Diesem erzählte er noch fiebernd das Vorgefallene und zeigte ihm den durchbissenen Daumen, den er in Bologna frisch verbinden lassen mußte, und den Schlüssel seines Zimmers, in dem der Tote eingeschlossen lag.

Auf den Ausgewanderten stand seine ganze Hoffnung, in ihnen lebte, was vom Geist der echten Florentiner noch übrig war, und sie besaßen Waffen, woran es in der Stadt gänzlich gebrach. Schon seit längerer Zeit beunruhigten sie das Land durch kriegerische Anstalten, und Lorenzino zweifelte nicht, sie würden auf die Nachricht von dem Geschehenen hin sogleich mit Truppenmacht in der Toskana einrücken.

Aber auch hier wurde sein schlechter Leumund ihm hinderlich: man glaubte ihm nicht und ließ ihn mit seiner Erzählung ablaufen. Er verlor seine Zeit in nutzlosem Reden, bis er einsah, daß er in Bologna nichts erreichte. Da warf er sich aufs neue zu Pferd und ritt in Eile nach Venedig weiter.

Am Montag kam er gegen Mitternacht dort an und weckte mit seiner Nachricht Filippo Strozzi

aus dem Schlaf. Bei diesem fand er endlich Glauben, Jubel, Begeisterung. Filippo umarmte ihn, nannte ihn den neuen Brutus, den Retter des Vaterlandes. Um die Unbill des Schicksals an ihm und den Seinigen gutzumachen, warb er gleich für seine Söhne Piero und Roberto um Lorenzinos Schwestern, die beide bildschön und vortrefflich erzogen, aber ihrer Armut wegen von den Freiern nicht gesucht waren. Die Ausgewanderten, die in Venedig lebten, umringten den Ankömmling und feierten ihn als Helden und Befreier; endlich hatte er erreicht, wonach er seit lange dürstete.

Mit Blitzesschnelle lief die Kunde von seiner Tat durch die ganze Halbinsel und erregte einen Sturm der Begeisterung. Es regnete von Sonetten, die den „neuen Brutus" in den Himmel erhoben, und jener Molza, der einst wegen der Verstümmelung der römischen Kaiserbilder die öffentliche Schmährede gegen ihn gehalten hatte, schlug jetzt ein umgekehrtes rhetorisches Rad, indem er als Widerruf ein berühmt gewordenes Epigramm schrieb:

Mit kühnem Stahl traf Laurens den Despoten,
Des Joch sein freigebornes Volk ertrug.
Wie, rief er, schickt' ich dich nicht zu den Toten,
Der ich Roms marmorne Tyrannen schlug? —

Das herrliche Wetter, das in jenen Tagen durch ganz Italien herrschte, wurde als Beifall der Natur gedeutet, und allgemein hieß es, die Blumen blühten aus Freude über Alessandros Tod. Die Verbannten glaubten den Tag ihrer Rückkehr nahe, aber bevor sie zu einem gemeinsamen Schlage bereit waren, hatten sich innerhalb der Mauern die Geschicke ihrer Heimat vollzogen.

Des Herzogs Verschwinden war am Sonntag Morgen nicht sogleich aufgefallen. Später, als er vermißt wurde, ließ man ihn — bezeichnend genug — zuerst in den Nonnenklöstern suchen; da ihn dort niemand gesehen hatte und er auch im Lauf des Tages nicht zum Vorschein kam, begannen seine Getreuen sich zu beunruhigen.

Unterdessen flüsterte man sich schon in der Stadt ganz leise zu, der Herzog liege ermordet im Zimmer seines Vetters. Dieser hatte nämlich vor der Flucht seinem Hausmeister, der in Eile das wenige vorrätige Geld für ihn zusammenraffen mußte, den Auftrag hinterlassen, in aller Frühe sein Zimmer zu öffnen und einigen Bürgern, die er ihm bezeichnete, von dem, was er da finden würde, Meldung zu machen. Der Mann war seiner Weisung nachgekommen und

hatte mit der Nachricht von dem schrecklichen Fund an verschiedene Häuser geklopft, aber es war ihm widerfahren, was Lorenzino für sich selbst vorausgesehen: man hatte ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen, weil man seinen Bericht für einen Fallstrick hielt. Dennoch sickerte das Gerücht durch, aber niemand regte sich, Freund und Feind waren in Aengsten, der Herzog wolle ihre Gesinnung prüfen, und keiner mochte als der erste erscheinen, der dieser Nachricht Glauben geschenkt hätte.

Am Hof war man in großer Aufregung, man sagte den Besuchern, der Herzog habe die ganze Nacht gespielt und schlafe noch; um das Volk zu beschäftigen, ließ man vor dem Palasttor Sand streuen und einen Faßreif mit vielen Preisen behängt aufstellen, als ob Wettspiele veranstaltet würden.

Durch den Erzbischof erfuhr jetzt Giomo, daß Lorenzino in der Nacht Postpferde erhalten habe und mit zwei Begleitern weggeritten sei. Die Hofleute klammerten sich noch an der Hoffnung fest, ihr Herr sei mit darunter. Man schickte nach Cafaggiolo, ob sich Lorenzino bei den Seinigen befinde, und erst als man hörte, er sei ohne Aufenthalt dort vorbeigesprengt und habe eine Wunde an der Hand, die ihm auf der ersten Post-

station verbunden worden sei, erkannte man den Sachverhalt. Aber jetzt befiel ein solcher Schreck die Anhänger der Medici, daß niemand das Schlafzimmer Lorenzinos zu erbrechen und sich Gewißheit zu verschaffen wagte, denn man glaubte, das Volk würde bei der Nachricht aufstehen und seine Bedrücker, waffenlos wie es war, mit Stöcken und Steinen niedermachen. Ganz geheim schickte man Boten aus und ließ von allen Seiten Mannschaft zusammenziehen, und erst, als schon alles schlief, drang man in die blutüberschwemmte Kammer ein. Des Herzogs Leichnam, der mit Wunden besät war, wurde rasch in einen Teppich gewickelt und in aller Stille nach der Sakristei von San Lorenzo getragen.

Am Montag Morgen war die Wahrheit nicht mehr zu verheimlichen. Ueberall standen die Bürger in Gruppen umher und besprachen das Vorgefallene. Man kramte die alten Prophezeiungen Savonarolas wieder hervor, wonach jetzt ein goldenes Zeitalter der Freiheit anbrechen müsse, aber niemand stellte sich an die Spitze, um zu handeln, denn die Tüchtigen und Entschlossenen waren alle in der Verbannung. Ganz allmählich füllte sich die Stadt mit Soldaten, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, Alessandro Vitelli besetzte die Festung im Namen des Kaisers, in seinen



14. Cosimo I. de' Medici
Von Angiolo Bronzino

Schutz flüchtete sich die junge Herzogin, und während die Bürger müßig schwatzten, verstrich die Stunde zur Befreiung ungenützt.

Unterdessen saß auf seiner Villa zu Trebbio im Mugello fünfzehn Meilen von Florenz der siebzehnjährige Cosimo de' Medici, Cosimino, wie man ihn seiner Jugend wegen nannte, und vertrieb sich die Zeit mit Jagen und Fischen. Dieser kam, von seiner Mutter benachrichtigt, mit geringer Begleitung nach Florenz, wo die alten Soldaten seines Vaters ihm in Scharen zuliefen. Ganz bescheiden und ehrbar stellte er sich dem Rat der Achtundvierzig vor, der im Palast der Medici tagte, um Alessandros Nachfolger zu wählen. Cosimo war jetzt der Nächste am Thron, denn von Lorenzino, dem rechtmäßigen Erben, konnte natürlich keine Rede sein, und ein natürliches Söhnchen Alessandros mit Namen Giulio war erst fünf Jahre alt. Als Sohn des „unbesiegten" Giovanni und einer Enkelin des Magnifico besaß Cosimo das allgemeine Zutrauen, aber niemand wußte eigentlich, wes Geistes Kind er war. Am Hof Alessandros hatte er stets den unterwürfigen Diener gespielt, und bei den Freunden der Medici galt er für einen harmlosen, etwas beschränkten Jungen, der für nichts Sinn habe als für das Vergnügen. Dieser Ruf kam ihm

jetzt zu statten, denn unter den Räten war keiner, der sich nicht geschmeichelt hätte, einen solchen Fürsten wie eine Drahtpuppe regieren zu können. Er selbst ließ sich nur schieben, aber seine Lauheit setzte die ehrgeizigen Freunde in Flammen, und den Ausschlag gab die Soldateska, die vor den Türen lärmte. So ward der junge Cosimo Herzog von Florenz.

Die Glocken läuteten, Freudenfeuer wurden angezündet, und das Volk strömte nach dem Mediceerpalast, um den neuen Herrn zu sehen. Am ausgelassensten betrugen sich die Soldaten des Vitelli, die dem Gefeierten eine sonderbare Huldigung darbrachten. Sie stürzten sich untermischt mit Pöbelhaufen, die Palle! Palle! schrieen, auf das neben dem großen Palast gelegene Stammhaus der Medici, das zur einen Hälfte dem Sohn Giovannis, zur anderen den Erben Pierfrancescos gehörte, und plünderten, ohne daß Frau Maria oder die Freunde zu wehren vermochten, sowohl Cosimos wie des „Verräters" Lorenzino Wohnung, indem sie alles wegschleppten, was seit vielen Generationen an Kostbarkeiten, seltenen Büchern, antiken Statuen dort aufgehäuft war. Aus Rom, wo es üblich war, die Wohnung neugewählter Päpste dem Pöbel preiszugeben, hatten sie diesen schönen Brauch herübergebracht.

Lorenzinos Haus wurde überdies in der ganzen Breite des Zimmers, in dem der Mord geschehen war, vom Dach bis zu den Grundmauern eingerissen*), er selbst als Staatsverbrecher mit dem Strick am Fuß, den Kopf nach unten, auf die Festungsmauer gemalt und ein Preis von achttausend Dukaten auf seinen Kopf gesetzt. Seine und seines Bruders Giuliano Habe, soweit sie nicht von den Soldaten Vitellis weggeschleppt war, fiel als „Rebellengut" dem neuen Herzog zu.

Alessandros Reste sind in der Neuen Sakristei von San Lorenzo im Grabmal des Herzogs von Urbino bestattet. Michelangelos Marmorkolosse decken die Gebeine des Vaters und des Sohnes, und darüber sitzt der finstere „Pensieroso", die Idealgestalt des vorangegangenen Herzogs,

*) Durch die Bresche sollte ein Durchgang gelegt werden, dem der Name Chiasso del Traditore bestimmt war. Aber diese Gasse, die in der Phantasie der Florentiner eine große Rolle spielt, hat nie in Wirklichkeit bestanden, nur der Trümmerhaufe zwischen den Häuserreihen blieb als Wahrzeichen liegen. Erst 1737, also genau 200 Jahre nach der Tat, durfte an der Stelle, wo Lorenzinos Dolch den Herzog traf, wieder gebaut werden. Das Haus, das auf den Trümmern des alten Stammhauses der Medici entstand, diente später dem Tondichter Rossini als Wohnsitz.

wie in tiefem Brüten über die Geschicke seines Hauses*).

Niemand trauerte um den Toten als die junge Herzogin, die Tag und Nacht in ihren Gemächern weinte. Doch war sein Leben der besseren Züge nicht völlig bar, wie er auch Anwandlungen von Großmut und Gerechtigkeit hatte. Alessandro hinterließ eine Reihe nützlicher und wahrhaft volksfreundlicher Einrichtungen und hätte ohne seine Laster wohl das Zeug zu einem tüchtigen Regenten gehabt. Es sind einige salomonische Urteile von ihm erhalten, die für die ungewöhnliche Klarheit und Schnelle seines Geistes zeugen. Er war eine derbe Naturkraft, gewaltsam und rachsüchtig, aber auch gerade heraus, und wollte nicht besser erscheinen, als er war; die Schmeichler verachtete er und gab ihnen Fußtritte. Aber er war kein echter Medici, die Ehrfurcht vor Kunst und Wissenschaft kannte er nicht mehr, Florenz verödete unter ihm. Michelangelo hat es stets als seine Rettung betrachtet, daß er sich bei

*) In den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Gruft geöffnet, wobei man die Gebeine der beiden Herzöge noch so wohlerhalten fand, daß man die Schädel in Gips abgießen konnte. Derjenige Alessandros war an den Spuren der Mordwaffe leicht zu erkennen.

Klemens' Tode auf Reisen befand, in Florenz wäre er vor der Rachsucht Alessandros nicht sicher gewesen.

Sein Nachfolger war ein völlig anderer Mensch. Die erstaunten Florentiner meinten später, Gott habe Cosimo zu seinem Herrscheramt erst nachträglich den Verstand gegeben, aber solche, die ihn von Kindheit an kannten, hatten dem stillen Wasser nie getraut. Mit einer unheimlichen Reife und Sicherheit trat er nun als ein völlig fertiger Charakter in den Vordergrund. Im Handumdrehen machte der Siebzehnjährige sich zum Herrn der Lage. Vor allem hatte er den Mut, undankbar zu sein; keinem der Räte gestattete er den geringsten Einfluß; die ihn groß gemacht hatten, stürzte er mit so unfehlbarer Sicherheit wie seine Gegner. Der erste, der das erfuhr, war der liebedienerische Guicciardini, der sich am meisten für den neuen Herrn gemüht hatte. Unverzüglich bestätigte der Kaiser Cosimos Wahl, nur seine Werbung um die Hand der verwitweten Herzogin wurde abgewiesen, denn ihr Vater hatte bereits in Ottavio Farnese, dem zwölfjährigen Enkel des Papstes, einen zweiten Gatten für sie gefunden.

Bevor die Bürger zur Besinnung kamen, lag ihnen ein neues Joch auf dem Nacken, das noch fester saß als das vorige. — Man hat viel dar-

über gestritten, ob Lorenzino de' Medici den Namen des neuen Brutus, den die Ausgewanderten ihm beilegten, wirklich verdiente; das eine hatte er jedenfalls mit dem Mörder Cäsars gemein, daß seine Befreiungstat in ihr völliges Gegenteil umschlug, indem sein Dolch einem weit schlimmeren Unterdrücker den Weg zum Thron bahnte. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Augustus und Cosimo springt überhaupt in die Augen. Aber noch weiter ließe sich die Parallele verfolgen, denn nun sollten die Ausgewanderten, mit denen auch Lorenzino zurückzukehren hoffte, unweit der heimischen Mauern ihr Philippi finden.

Zwischen Prato und Pistoja, am Fuß des Apennin, liegt die ehemals befestigte Ortschaft Montemurlo. Dort floß im Sommer 1537 zum letztenmal florentinisches Blut im Kampfe für die Freiheit.

Filippo Strozzi hatte endlich die Ausgewanderten durch ganz Italien unter einen Hut gebracht, er selbst gab die Mittel für das ganze Unternehmen. Frankreich und der Papst bliesen heimlich in die Flammen. Aber Filippo Strozzi war kein Feldherr. Mit einer Handvoll Soldaten und etlichen sechzig Ausgewanderten, zumeist florentinischen Studenten aus Bologna und Padua, zog er wohlgemut wie zu einer Lustpartie von Bologna herunter und setzte sich in der sicheren

Erwartung, daß die Hauptmacht mit seinen Söhnen Roberto und Leone von Mirandola her zu ihm stoßen werde, in dem halbzerfallenen Schlößchen von Montemurlo fest. Jedoch diese Expedition blieb infolge heftiger anhaltender Regengüsse im Gebirg stecken, und der ältere Sohn Piero, der die Gefahr des Vaters erkennend ihm mit einem anderen Truppenteil nachgezogen war, erlitt durch eigene Uebereilung zwischen Prato und Florenz eine schwere Niederlage. Bevor Entsatz zur Stelle war, mußte auch das schwach verteidigte Montemurlo sich ergeben. Die bezahlten Hauptleute streckten zuerst die Waffen, die Verbannten, unter ihnen Filippo Strozzi, der an diesem Tage die Sünden seiner Vergangenheit gutmachte, wurden mannhaft kämpfend gefangen genommen. Eine Viertelstunde später erschien die Hauptmacht mit wehenden Fahnen vor Montemurlo und stieß dort auf Pieros zersprengte Scharen, aber die Brüder kamen zu spät, den Vater zu retten, und kehrten mit ihren Truppen, selber übel zugerichtet, über den Apennin zurück.

Der reichste Mann Italiens, der mit Königen und Päpsten als ihresgleichen verkehrt hatte und ein Liebling des Glücks gewesen war, wurde nebst den anderen auf einem elenden Klepper schmachvoll als Hochverräter nach Florenz geschleppt.

Viele Tage hintereinander floß das Blut der Gefangenen im Hof des Bargello, bis die Haltung des Volkes so drohend ward, daß Cosimo von weiteren Hinrichtungen abstand und den Rest der Unglücklichen zum langsameren Tod in unterirdischen Verliesen begnadigte.

Nur des Strozzi konnte er zu seinem Verdruß nicht habhaft werden, denn sein alter Freund Vitelli, dem Filippo sich persönlich ergeben hatte, hielt ihn in der Festung als Gefangenen des Kaisers verwahrt, um ihm Geld und kostbare Geschenke auszupressen. Jeden Einfall des habsüchtigen Kommandanten und seiner Frau befriedigten Filippos Söhne von Venedig aus, aber sie konnten die Lage ihres unglücklichen Vaters nicht erleichtern. Auch die Fürbitte der Catarina de' Medici für ihren gefangenen Oheim blieb wirkungslos. Er wurde wiederholt gefoltert, weil man ihm das Geständnis entreißen wollte, daß er an Alessandros Ermordung mitschuldig gewesen, und eines Tages fand man ihn tot in dem Gefängnis, das er selbst gebaut hatte, — es hieß, er habe selber Hand an sich gelegt, und der mit Blut an die Wand geschriebene Vers: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor schien die Angabe der Wächter zu bestätigen. Dennoch blieb der Verdacht an Cosimo haften, daß er ihn im Ein-

verständnis mit dem Kommandanten heimlich habe töten lassen.

Jetzt lebte nur noch einer, nach dessen Blut Cosimo dürstete. Der „neue Brutus" war nicht mit nach Montemurlo gezogen. Filippo Strozzi hatte ihn zu seiner Sicherheit nach Mirandola geschickt, das im Bund mit Frankreich stand; er sollte dort Truppen für die Verbannten werben. Aber nach dem Tag von Montemurlo war auch in Mirandola seines Bleibens nicht mehr, und nun begann für den Geächteten ein unstetes Wanderleben. Mit Filippo Strozzi hatte er den einzig wahren Freund verloren, für die anderen war die Person des Verräters und Fürstenmörders eine Verlegenheit.

Zuerst flüchtete er nach Frankreich zum König Franz, der ihn freundlich aufnahm und ihn gleich mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel weiterschickte. Vom Orient zurückgekehrt, hielt er sich längere Zeit in Paris im Haus eines florentinischen Verbannten verborgen; dort sah ihn Benvenuto Cellini wieder, der damals für den König Franz arbeitete. Eine Zeitlang gab er sich auch für einen Studenten aus; er mußte häufig Namen und Wohnung wechseln, weil Cosimo, der geschworen hatte, den Tod seines Vorgängers zu rächen, ihm überall nachspüren ließ. Sein Leben

war eine beständige Furcht. Unter dem Druck der ewigen Verfolgung versiegte auch sein Talent. Nur einmal raffte sein erschöpfter Geist sich noch auf, als er ungefähr ein Jahr nach der Tat die berühmte Schutzschrift L'apologia di Lorenzo de' Medici verfaßte, wo er die Gründe seines Handelns verteidigt. Es ist eine Schrift von so hinreißender Beredsamkeit und messerscharfer Logik, daß man zu sagen pflegte, Lorenzino habe mit der Feder den Herzog Alessandro zum zweitenmal getötet. Sonst schrieb er im Exil nichts weiter als ein paar schwermütige Sonette, um seiner Sehnsucht nach den Ufern des Arno Ausdruck zu geben.

Schnell verwelkte sein Ruhm. Die Freunde, die ihn ihren Brutus genannt, hatten teils unter dem Beil geendet, teils schmachteten sie noch in Cosimos Kerkern, die Uebriggebliebenen hatten mit dem Bestehenden ihren Frieden gemacht oder lebten da und dort zerstreut in der Verborgenheit. Nur die Strozzi standen treulich zu ihm. Filippos Söhne, die ihrem liebenswürdig-leichtsinnigen Vater im Leben wenig Ehrfurcht bewiesen hatten, wollten nach seinem Tode pietätvoll sein gegebenes Wort einlösen und führten Lorenzinos Schwestern Maddalena und Laudamia heim. Aber der blutige Glorienschein um das Haupt des Tyrannenmörders verbleichte, die Zeit ging

unerbittlich über das Geschehene hinweg. Zehn Jahre nach seiner Tat war er ein Vergessener.

Nur Cosimo und der Kaiser vergaßen ihn nicht. Karl verlangte Sühne für das Blut seines Schwiegersohns, und Cosimo fand seine Rechnung dabei, dem Kaiser gefällig zu sein: zwischen ihm und Lorenzino herrschte von Jugend auf bitterer Haß, der durch den langen Erbschaftsprozeß noch verschärft worden war, und überhaupt lag es in Cosimos Interesse, in der Verwandtschaft aufzuräumen. Seine besoldeten Mörder waren dem Unglücklichen überall auf den Fersen, und sogar die offiziellen Gesandtschaften hatten den Auftrag, „die Pestbeule, den Verräter Lorenzo" aus der Welt zu schaffen.

Nach dem Tode Franz' I. war Lorenzino wieder nach Venedig zurückgekehrt, wo noch ein Häuflein florentinischer Verbannter zusammenhielt. Seit Catarina de' Medici, die Halbschwester Alessandros, den Thron mit Heinrich II. teilte, war es ihm in Frankreich nicht mehr geheuer. Die Inselstadt beschützte politische Verbrecher, und der Gondelverkehr bot ihm dort eine verhältnismäßige Sicherheit. In Venedig führte er den Namen eines Herrn Marco und wohnte mit seiner Mutter und einem mütterlichen Oheim zusammen; Piero Strozzi versah den Schwager mit

Geldmitteln und hielt ihm drei Bewaffnete zur persönlichen Sicherheit.

Aber der Roman seines Lebens ging dem Ende zu. Ob er es müde geworden war, so ängstlich auf seiner Hut zu sein, ob ihn die Länge der Zeit unvorsichtig gemacht hatte, er ging häufig zu Fuß durch die engen Gassen und ließ sich unter den Fenstern einer schönen Dame blicken, zu der er ein leidenschaftliches Verhältnis unterhielt. Und doch wußte er, daß er keinen Augenblick seines Lebens sicher war. Verdächtige Persönlichkeiten hatten sich wiederholt in seine Nähe gedrängt, einmal war sogar die Gondel, in der Lorenzino sich befinden sollte, von unbekannten Strolchen, die sich für Zollwächter ausgaben, gewaltsam angehalten und durchsucht worden. Und noch ein anderes Schwert hing schreckhaft über seinem Haupt. Cosimo hatte der venezianischen Regierung einen flüchtigen Verbrecher ausgeliefert und erwartete in der Person seines geächteten Vetters das Gegengeschenk. Zu seiner Sicherheit sprengten die Freunde aus, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, aber schon hatten zwei Glücksritter, die von Cosimo gedungen waren, seine Spur gefunden, und am 26. Februar 1547 lief er endlich in sein Verhängnis.

An diesem Morgen sahen die zwei Mord-

gesellen Lorenzino mit seinem Oheim in die Kirche San Paolo, die seiner Wohnung gegenüberlag, zur Messe gehen. Sie postierten sich unter der Kirchtüre, bis die beiden heraustraten, und fielen sie auf der menschenleeren Piazza an.

Lorenzino wurde mit gespaltenem Schädel zu Boden gestreckt, und sein Oheim, der ihn verteidigen wollte, gleichfalls schwer verwundet. Beim ersten Lärm flog die Mutter Lorenzinos herbei, und die unglückliche Frau kam gerade recht, den letzten Seufzer ihres sterbenden Sohnes zu empfangen. Auch der Oheim erlag seinen Wunden, es hieß, die Waffen seien vergiftet gewesen.

Die Ausgewanderten wollten Lorenzos Tod rächen und machten zu Wasser und zu Lande Jagd auf die Mörder, aber die spanische Gesandtschaft nahm sie in ihren Schutz und geleitete sie sicher in Cosimos Arme, bei dem sie einen freudigen Empfang und lebenslängliche glänzende Versorgung fanden.

Lorenzinos Name schwankt auf ewig in der Geschichte zwischen Schmach und Ruhm. Vieldeutig, wie sein Charakter, sind die Motive seiner Tat. Das eine läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er es mit seinen Mitbürgern ehrlich gemeint hat: der Wunsch, seine Vaterstadt zu regieren, ist nie in Lorenzinos Kopf gekommen. Ein perverser Idea-

lismus, der sich an der Lektüre der Alten bis zum Taumel erhitzte, vermischt mit krankhaftem Nachahmungstrieb, war der erste Hebel seiner Handlungen. So gewiß ihm bei der Verstümmelung der Antiken in Rom die berühmte Hermenschändung des Alkibiades vorschwebte, so gewiß glaubte er in jener furchtbaren Dreikönigsnacht sich zum Brutus oder Timoleon seines Vaterlandes gemacht zu haben.

Ein Bänkelsängerlied, das nach seinem Tode verfaßt und über ganz Italien verbreitet wurde, schildert, wie der Verräter zuerst vergebens an die Himmelspforte klopft und dann auch vom Höllenfürsten abgewiesen wird, weil dieser fürchtet, er möchte ihn gleichfalls verraten. Daher pflegte man in Italien lange Zeit von einem, der sich zwischen zwei Stühle niedergesetzt hatte, zu sagen: Es geht ihm wie Lorenzino, den weder Gott noch der Teufel wollte.

Besser als bei den Geschichtschreibern ist Lorenzinos problematische Gestalt bei den Dichtern weggekommen. Alfieri, Niccolini, Leopardi haben vielleicht mit zuviel Naivität ihn als Freiheitsmann verherrlicht, Alfred de Musset suchte dagegen die Rätsel seines Wesens zu lösen, indem er ihn zu einem Hamlettypus umschuf. Sein „Lorenzaccio", der lange halbverschollen war, ist sogar neuerdings durch den wiedererwachten Musset-

kultus in Frankreich auf die Bühne gebracht worden, und Sarah Bernhard hatte die Laune, in der Titelrolle aufzutreten.

Es sind keine authentischen Bildnisse von Lorenzino erhalten, man kennt nur eine Denkmünze, die ihn im Brutuskostüm darstellt, mit einem mächtigen Kriegerkopf, der der Persönlichkeit des Dargestellten nicht entsprochen haben kann. Auffallend ist die Aehnlichkeit mit der herrlichen Brutusbüste des Michelangelo, die für den Kardinal Salviati, einen der Teilnehmer an der großen Verschwörung der Verbannten gegen Alessandro, gearbeitet ist, — ob aber dem Künstler die Züge Lorenzinos vorschwebten, oder ob man umgekehrt das Bildnis des „toskanischen Brutus" diesem idealen Brutuskopf anzunähern gesucht hat, wird schwerlich zu entscheiden sein. —

Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, regierte Cosimo glücklich und lange. Er hatte zwar noch schwere Kämpfe gegen die tapfern Söhne Filippo Strozzis zu bestehen, besonders gegen Piero, der an der Spitze eines französischen Heers dem von Cosimos Truppen belagerten Siena zu Hilfe eilte, um den Tod seines Vaters und die Unterdrückung der Heimat zu rächen. Aber Cosimo trug den Sieg und einen Zuwachs an Macht davon, indem er Siena unterwarf und seinen Staaten einverleibte.

Cosimo war ohne Frage ein bedeutender Mensch. Vom Vater hatte er die rasche Entschlossenheit und von der Mutter das leise Zuwarten und die tiefe Berechnung geerbt; seinem Gönner und Vorbild Karl V. sah er die undurchdringliche Herrschermiene ab. Als er in den Windeln lag, ließ Giovanni delle Bande Nere sich einmal in einer wilden Laune das Söhnchen aus einem Fenster des Palastes in den Hof herabwerfen und fing es in seinen Armen auf. Man wollte daraus schließen, daß das Kind zu großen Geschicken geboren sei. Und in der Tat, das Glück hat mehr für Cosimo getan als für die Genialsten seines Geschlechts. Wie es ihn durch eine ganz unerwartete Verknüpfung äußerer Umstände zum Thron führte, so blieb es ihm während seiner ganzen Regentenlaufbahn treu. Nur am häuslichen Herd verließ es ihn; er sah seine liebsten und begabtesten Kinder und andere Glieder seines Hauses rasch nacheinander sterben, unter Umständen, die einer unheimlichen Sagenbildung Raum gaben, und seine in späteren Jahren geschlossene zweite Ehe bereitete ihm einen trüben Lebensabend. Aber es gelang ihm, auf toskanischem Boden eine dauernde Monarchie zu gründen und sein Haus für Jahrhunderte zu befestigen.

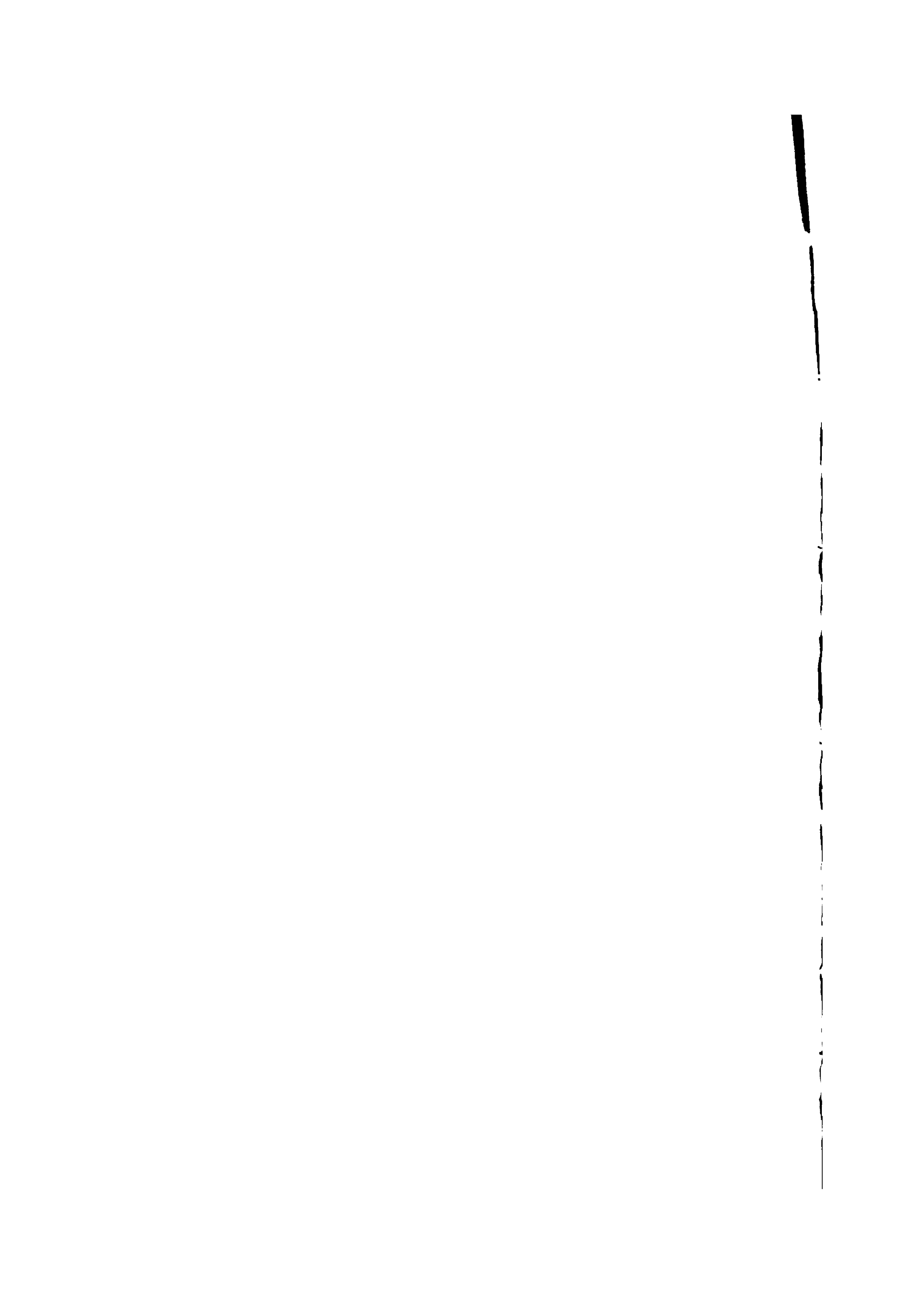
Durch seine Heirat mit der schönen, aber engherzigen und steifen Eleonora von Toledo aus dem Geschlecht der Herzöge von Alba bekam das Verhältnis des Herrschers zum Volke ein ganz neues unflorentinisches Gesicht. Cosimo umgab sich mit Ceremoniell, mit ödem Pomp und Etikette und erlangte von Pius V. den erblichen Titel eines Großherzogs in Toskana. Die letzten Zuckungen der Freiheit erloschen unter ihm, und ein Geist des Byzantinismus griff um sich, der das ganze Leben verwandelte. Die Nachkommen der großen Florentiner haschten nach Hofämtern, Titeln und Orden; sie pflanzten zum Zeichen ihrer loyalen Gesinnung die Büsten des Herrschers über ihren Haustüren auf. Unter diesem Eiseshauch erstarrten die letzten späten Blüten der Renaissance, die Kunst verlor ihr inneres Leben. Bandinelli und Ammanati wetteiferten, Florenz durch ihre Werke zu verunzieren, subalterne Geister wie Vasari und Cellini paßten sich an, aber Michelangelo blieb gegen alle Lockungen Cosimos taub und wollte erst als Leiche in seine Vaterstadt zurückkehren. Die Platonische Akademie, die noch unter Klemens VII. einen Macchiavelli zu ihren Mitgliedern zählte, wurde eine Schule hohler Redensarten, der Herrscher führte selbst das Protektorat und lenkte jede geistige Bewegung

auf seichte Spielereien ab. Wer in den Annalen von Florenz zu den Tagen des ersten Großherzogs gelangt, dem ist es zu Mute, als ob er aus einem grünen sonnigen Weideland plötzlich in eine dürre unfruchtbare Sandwüste versetzt würde.

Mit Cosimo I. schließt der Reigen machtvoller mediceischer Persönlichkeiten, und an seinen Nachfolgern gemessen erscheint seine Gestalt noch in fast heroischer Größe. Aber es war der Ausfluß seines Geistes, was in der Folgezeit blühte: die legitime Fürstlichkeit, die keiner persönlichen Größe bedarf.

Unter ihm und seinen Nachfolgern vollendete sich die friedliche Entartung seines Volkes, die das bewußte Ziel seiner Politik war. Ein mildes Regiment tröstete die Florentiner später für die verlorene Freiheit; ihr Wahlspruch wurde: „Essen, Trinken und guter Dinge sein", und ein glückliches Schlaraffenleben lullte alle tieferen Fähigkeiten ein. — Wer die späteren Florentiner betrachtet, dem scheint es unfaßbar, daß sie von dem Titanengeschlecht der alten Republik abstammen sollen. Der Uebergang, an den man sich sträubt zu glauben, ist zum überwiegenden Teil das Werk des ersten Großherzogs.

Bianca Cappello



Zu Venedig am Rio Sant' Aponal dem ponte storto gegenüber erhebt sich einer jener alten, an den Innenkanälen Venedigs so häufigen zweistöckigen Paläste, an denen wiederholtes Umbauen und Restaurieren jeden bestimmten Stilcharakter verwischt hat: Bianca Cappellos Geburtshaus. Das junge Mädchen, das in der Nacht vom 29. November 1563 mit seinem Liebhaber aus diesen Mauern entwich, konnte nicht ahnen, daß durch diesen abenteuerlichen Streich das alte Patrizierhaus dereinst mehr Berühmtheit erlangen sollte als durch alle Dienste, die das edle Geschlecht der Cappello jahrhundertelang der Republik geleistet hatte.

Bianca war damals sechzehn Jahre alt und bildschön. Ihre Mutter aus dem stolzen Geschlecht der Morosini hatte sie schon im zehnten Jahr verloren, und durch die eifersüchtige Stiefmutter Lucrezia Grimani, eine Frau von abstoßendem Aeußern und wenig liebenswürdigem Charakter, die aber den Dogen Andrea Grimani

ihren Oheim und den Patriarchen von Aquileja Vetter nannte, war ihr das Herz des Vaters entfremdet worden. Seit der zweiten Heirat hielt Bartolomeo Cappello seine Tochter völlig abgesondert vom Rest der Familie unter Aufsicht einer Duenna im Oberstock des Palastes wenig besser als eine Gefangene. Ohnehin legte die Sitte der Zeit den venezianischen Patrizierstöchtern eine fast orientalische Abgeschlossenheit auf und gestattete ihnen keinen Ausgang als zur Messe, und auch den nur unter sicherer Eskorte und tief verschleiert. Solchem Zwang widerstrebte Biancas feuriges Temperament und ließ die Verführung leichten Eingang finden.

Am ponte storto, dem Palazzo Cappello schräg gegenüber, hatte das große florentinische Bankhaus Salviati seine Filiale, von der noch jetzt die dort liegenden Baulichkeiten den Namen tragen. Die Florentiner waren schon seit Jahrhunderten die Bankiers von halb Europa, in allen Weltstädten besaßen sie ihre Succursalen, mittels deren sie die Finanzen beherrschten und die Politik ihrer Heimat unterstützten. An der Spitze jener venezianischen Succursale stand ein gewisser Giovanbattista Buonaventuri aus Florenz, der zu seinem größten Unheil einen Neffen namens Pietro, einen eitlen und verwegenen Menschen,

als Kommis beschäftigte. Dieser junge Mann, der immer auf Liebeshändel ausging und für den die gefährlichsten den größten Reiz hatten, warf sein Begehren auf die junge Schönheit, die im Palast der Cappello aufgeblüht war, und las in ihren Augen Erwiderung. Bald gingen geheime Botschaften hin und her, und bei einem Besuch der Messe in Sant' Apollinare wurde die persönliche Bekanntschaft angeknüpft, wobei der Abenteurer, der armer Leute Kind war, sich für einen Sohn des reichen und mächtigen Hauses Salviati ausgab. Ein Salviati war wohl würdig, um eine Cappello zu werben, denn diese Familie gehörte seit Jahrhunderten zu den angesehensten von Florenz und war durch Maria Salviati, die Mutter Cosimos I., dem regierenden Hause von Toskana nahe verwandt. Das glänzende Aeußere des Jünglings, seine reiche Kleidung, sein ganzes Auftreten ließen keinen Betrug vermuten. Von der Duenna und den weiblichen Dienstboten begünstigt, gelangte Pietro eines Nachts mit Nachschlüsseln in Biancas Schlafgemach, wo sie vor diesen Zeugen die Ringe tauschten. Da aber seine Besuche nicht ohne die äußerste Lebensgefahr fortgesetzt werden konnten, richteten es die Liebenden ein, daß fortan Bianca selbst in einen Mantel gewickelt nächtlicherweile über die Straße ins

Haus ihres Liebsten huschte. Eines Morgens nun, so erzählt die Sage, kurz vor Tagesanbruch sah ein vorübergehender Bäckergesell die Tür des Palazzo Cappello angelehnt und schlug sie zu, um das vermeintliche Versehen der Dienerschaft gutzumachen. Als Bianca sich zurückschleichen wollte, fand sie mit tödlichem Schrecken den Eingang verschlossen und keine Möglichkeit, sich der fest schlafenden Vertrauten vernehmbar zu machen. Auf der Entdeckung ihres Verhältnisses stand nach venezianischem Gesetz für den Verführer der Tod, die Verführte fiel der unerbittlichen Strenge der Familie anheim. Dem erschrockenen Pärchen blieb keine Wahl, sie warfen sich, wie sie gingen und standen, in eine Gondel und suchten ihr Heil in der schleunigsten Flucht. So erklärt die Tradition jene Entweichung, die Bianca Cappello einem historischen Geschick entgegenführte. Vor der nüchternen Forschung aber hält das Märchen vom Bäckergesellen nicht Stich, es scheint vielmehr, daß die Stiefmutter Verdacht schöpfte und daß die Liebenden aus Bestürzung über die Folgen ihres geheimen Verkehrs, die sich schon zu zeigen begannen, das Weite suchten. Der Oheim Buonaventuri, der sich vergebens bemüht hatte, seinen Neffen von der halsbrecherischen Liebschaft abzubringen, versah ihn in dieser Not mit Geld

und half dem Pärchen zur Flucht aus der Lagunenstadt. Bis dahin hatte Bianca noch immer geglaubt, sich einem Salviati zu eigen gegeben zu haben, der durch den Einfluß seiner Verwandtschaft im stande sein würde, die zürnende Familie Cappello zu versöhnen. Welch ein Sturz aus ihren Himmeln, als sie jetzt den wahren Stand und Namen ihres Geliebten erfuhr. Doch blieb der Betrogenen nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn bei dem Betrüger stand jetzt noch ihr einziges Heil. An Vergebung von Hause war unter solchen Umständen nicht zu denken, das Mildeste, was ihr von dieser Seite blühte, war lebenslängliche Haft in Klostermauern, gab doch der Skandal den Häusern Cappello-Grimani den längst gesuchten Anlaß, das Muttergut des schutzlosen Mädchens an sich zu reißen. In dieser furchtbaren Zwangslage wurde von Biancas Seele der Jugendschmelz abgestreift und der Grund zu jener tiefen Verstellungskunst gelegt, in der sie sich später als eine so vollendete Meisterin zeigte.

Als ihre Flucht entdeckt ward und der alte Giovanbattista ein freiwilliges Bekenntnis ablegte, setzten die zwei verschwägerten Familien ganz Venedig in Aufruhr. Herr Bartolomeo wandte sich mit einer beweglichen Klage an den

Rat der Zehn, und im Verein mit dem Patriarchen von Aquileja ruhte er nicht eher, als bis der Entführer in contumaciam zum Tode verurteilt und ein Preis von tausend Dukaten auf die Auslieferung der Flüchtlinge gesetzt wurde, den er aus eigenen Mitteln verdoppelte.

Diese hatten unterdessen auf dem kürzesten Wege Florenz erreicht, wo Pietros Vater, der Notar Buonaventuri, eine bescheidene Mietwohnung an der Piazza San Marco innehatte. Dorthin brachte Pietro die stolze Patriziertochter, die von seinen Eltern freundlich aufgenommen wurde und die nun in den beschränkten bürgerlichen Verhältnissen des Ser Zanobi neue Gelegenheit fand, die Anpassungsfähigkeit ihres Naturells zu üben. Man eilte, in dem nahen San Marco die Trauung zu vollziehen, denn schon waren die Klagen der Venezianer, die Biancas Auslieferung und die Bestrafung des Entführers forderten, zum Herzog Cosimo gedrungen, der die Schuldigen vor sich rufen ließ. Der Fürst, der zwar zu dem von seinem Untertanen verübten Streiche sauer sah, jedoch von Biancas Schönheit und edlem Auftreten nicht ungerührt blieb, befahl ihr, sich streng verborgen zu halten, da er außer stande sei, sie gegen die venezianischen Nachstellungen zu schützen. Im Juli

genas sie eines Töchterleins, das mit dem Namen ihrer verstorbenen Mutter Pellegrina getauft wurde. Biancas Lage war fürchterlich, denn die Späher der Republik suchten in den Straßen von Florenz ihre und ihres Mannes Spuren, und wenn der Herzog auch keine Hand zu ihrer Auslieferung bot, so fiel es ihm doch nicht ein, sich um ihretwillen mit dem befreundeten Staate zu entzweien. Bereits hatte ein furchtbares Los den Mitwisser und Helfer ihrer Flucht getroffen: der unglückliche Giovanbattista war trotz der Bemühungen des florentinischen Gesandten gefoltert und ins Gefängnis geworfen worden, wo er bald darauf an den Folgen der Tortur starb. Nur ein Wunder vermochte das bedrängte Paar zu retten. Dieses Wunder, dem Bianca nachgeholfen haben mag, geschah!

Wenige Monate zuvor hatte Cosimo, der leidend in Poggio a Cajano lag, nach dem plötzlichen dunklen Ende seiner beiden Söhne Don Giovanni und Don Garcia und dem ebenso raschen Hinscheiden der Herzogin seinen Erstgeborenen Don Francesco vom spanischen Hofe zurückberufen, um ihm den größten Teil der Regierungsgeschäfte zu übertragen. Es war eine Art Abdankung, doch auf Widerruf, denn neben dem Herrschertitel behielt sich Cosimo das Recht

des Eingreifens, wann es ihm nötig scheinen würde, vor. Der Prinz war jung, schön und geistig nicht unbegabt, eine ritterliche Erscheinung und sehr zu galanten Intrigen geneigt, was er unter strengster Etikette verbarg. Er pflegte viele Stunden des Tages in seinem Casino bei San Marco zu verbringen, wo er immer eine Anzahl von Künstlern und Mechanikern um sich beschäftigte und in einem eigenen chemischen Laboratorium seinen dilettantischen Experimenten nachhing; denn bevor mit Galileo die Naturwissenschaft ihren Siegeslauf begann, lagen schon die naturwissenschaftlichen Bedürfnisse in der Luft wie in der vorangegangenen Aera die künstlerischen.

So fuhr er täglich an Biancas Hause vorüber, wo ihm die strahlende Erscheinung bald an den Fenstern erschienen sein muß. Natürlich war auch dem Prinzregenten der Liebesroman der Venezianerin und das ungeheure dadurch erregte Aufsehen längst bekannt, gehörte es doch zu den Pflichten der auswärtigen Gesandten und Geheimagenten, ihre Souveräne neben den politischen Nachrichten auch mit dem in den Nachbarlanden zirkulierenden Privatklatsch und mit pikanten Histörchen zu versorgen. Ueber die erste Begegnung Biancas mit dem Prinzen gibt es

verschiedene mehr oder minder romanhafte Versionen, wie überhaupt die Phantasie ihrer Zeitgenossen nicht müde wurde, sich mit dieser Gestalt zu beschäftigen: nach den einen hätte eine spanische Hofdame die junge Frau in ihr Haus gelockt und ihr dort den Prinzen zugeführt, nach andern wäre Bianca selber ihm eines Tages auf der Piazza San Marco entgegengetreten, um seine Protektion zu erbitten. Wie dem auch sei, das erste Zusammentreffen entschied über Francescos ganzes Leben. Und es war wohl der Mühe wert, sein Herz so gründlich zu verlieren: die Bilder der Bianca, die alle aus späteren Jahren stammen, lassen ahnen, was sie um jene Zeit gewesen sein muß, als die feinen Züge, die schon ein Schicksal ausgebildet hatte, unter der Fülle des tizianischen Haares im Schmelz der sechzehn Jahre leuchteten und in ihrer schönen mittelgroßen Gestalt sich noch die venezianische Formenfülle mit der Schlankheit der ersten Jugend vereinigte. Die angeborene Grazie und Beweglichkeit ihres Geistes machten sie äußerst anziehend im Verkehr, und eine wohllautende Stimme kam noch hinzu, um den Zauber zu erhöhen.

Bianca besann sich nicht lange, den Weg zu gehen, auf dem ihr Glück winkte. Dem Gatten,

den sie nicht achtete, glaubte sie nichts mehr schuldig zu sein, obgleich diese Liebe, die erste und vielleicht einzige ihres Lebens, niemals ganz erlosch. Von der Not getrieben und durch ihre Erfahrungen in tiefster Seele ernüchtert, warf sie sich in die Arme des Fürsten, wo Sicherheit, Glanz und alle Genüsse des Lebens ihrer warteten. Nun regnete es mit Geschenken und Gunstbezeigungen auf das Ehepaar. Es versteht sich, daß vor allem Biancas strenge Klausur aufgehoben und ihre Person mit einem Sicherheitsdienst umgeben wurde. Den gefügigen Gatten belohnten hohe Ehrenämter und ein schrankenloser Einfluß bei Hofe. Einträgliche Güter, die Pietro mit den Geldern des Prinzen auf Biancas Namen erstand, mußten die Mittel zu einer glänzenden Lebensführung liefern. Für Bianca wurde überdies ein Palast in der Via Maggio in nächster Nähe des Palazzo Pitti gekauft und fürstlich ausgestattet, wo sie von dem im Untergeschoß wohnenden Gatten getrennt allabendlich den Besuch des Prinzen empfing.

Noch hüllte Don Francesco sein Liebesglück in strenges Geheimnis, denn die Heiratsverhandlungen, die Cosimo für ihn mit dem österreichischen Hofe führte, erlegten ihm Vorsicht auf. Aber als mit dem Einzug der kaiserlichen Braut

im Residenzschloß das politische Interesse gesichert war, ließ er seiner glühenden Leidenschaft die Zügel schießen. Bianca, die alle Zurückhaltung abgelegt hatte, erschien verschwenderisch geschmückt am Hof und nahm als Königin der Feste die allgemeinen Huldigungen entgegen, während die Kaiserstochter vernachlässigt und übersehen auf der Seite stand. Die Aermste war nicht nur aller körperlichen Reize bar, es fehlten ihr auch die geistigen Eigenschaften, die das Herz ihres Gemahls hätten gewinnen können. Eng und streng erzogen, ohne einen Schimmer jener hohen geistigen Kultur und geselligen Anmut, die noch immer die italienischen Fürstenhöfe verklärten, mit ihrem unbeweglichen Naturell, dazu bigott und melancholisch — so stand sie einer Rivalin wie der Cappello gegenüber. Selbst die Hofschranzen ließen sie unter dem Schein der Unterwürfigkeit ihre Inferiorität empfinden. Da sie das Unglück hatte, sich in ihren Gemahl zu verlieben, wurde sie ihm durch Eifersucht und Moralpredigten doppelt zur Last. Vergebens bemühte sich der alte Cosimo von seinem Landsitz aus, wo er weltmüde, aber noch keineswegs lebenssatt mit einer schönen Freundin hauste, in dieser nicht im Himmel geschlossenen Ehe Glück und Eintracht herzustellen. Selbst in den Mitteln beschränkte der Prinzregent

seine kaiserliche Gemahlin, die ihrerseits mit Almosen Verschwendung trieb, und wenn ihre Schatulle leer war, wurden ihr Vorschüsse schroff abgeschlagen. Als sich einmal ein Bettler um Unterstützung an sie wandte, soll sie mit schneidender Bitterkeit geantwortet haben: Du hast an die falsche Tür geklopft, geh zu der Venezianerin.

Diese mit ihrer heiteren selbstbewußten Grazie und ihrer unerschöpflichen Unterhaltungsgabe wurde dem schwerblütigen, mißtrauischen, gelangweilten Fürsten immer unentbehrlicher.

In dem Prachtwerk von E. Plon „Benvenuto Cellini" ist ein noch existierendes kleines Wachsporträt des Prinzen abgebildet, das dieser ihr um jene Zeit zusandte, nebst den zwei Zeilen, die es begleiteten:

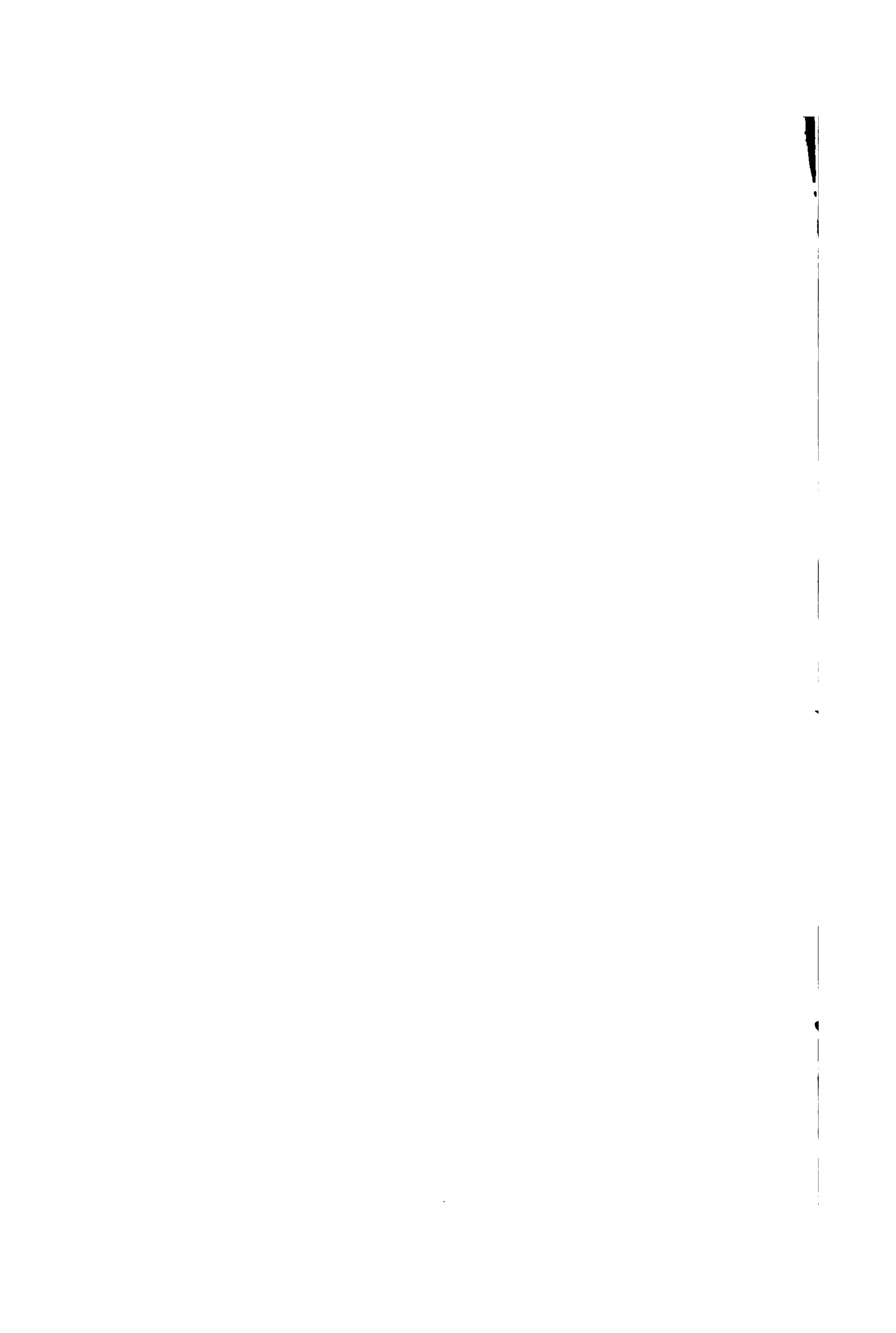
Geliebte Bianca!

Aus Pisa schicke ich Euch mein Bildnis, das unser Meister Cellini gemacht hat. Mit ihm nehmet auch mein Herz.

Sie brauchte es nicht erst zu nehmen, dieses Herz, das ihr bis zu seinem letzten Schlag gehören sollte. Nichts wurde ihr verweigert, für wen sie sich verwandte, der war im voraus erhört, wer ihr mißfiel, der konnte in Don Francescos Staaten nicht gedeihen. Er umgab sie mit nie gesehenem Luxus, hielt ihr offene und



15. Bianca Cappello
Von Angiolo Bronzino



geschlossene Wagen, was die Florentiner umsomehr in die Augen biß, als der Gebrauch der Kutschen damals noch ganz neu war, und stellte ihr eine Begleitung von berittenen Edelleuten und herzoglichen Stallmeistern, wenn sie im vergoldeten »cocchio« wie eine Prinzessin von Geblüt mit ihrer Pellegrina durch die Straßen fuhr. Er suchte nur noch solche Orte auf, wo er sicher war, ihr zu begegnen, und die verliebten Blicke, die er Sonntags bei der Messe in San Lorenzo oder der Santissima Annunziata unter den Augen der unglücklichen Kaiserstochter mit der venezianischen Abenteurerin tauschte, erregten allgemeines Aergernis. Begab sich Bianca aufs Land, so reiste der verliebte Prinz ihr augenblicklich nach. Was vermochte die arme trockene Johanna von Oesterreich gegen die siegreiche Fülle dieser Natur? Die Unglückliche glaubte in ihrer Einfalt, der Zauber ihrer Rivalin sei höllischen Ursprungs, und eines Tages, als sie die triumphierende Favoritin in allem Glanz ihrer vom Luxus umstrahlten Schönheit auf der Brücke Santa Trinita begegnete, gab sie verzweiflungsvoll ihren Dienern den Befehl, sie in den Arno zu stürzen. Nur dem entschlossenen Dazwischentreten eines Hofherrn, der der frommen Fürstin vorstellte, daß dieser Gedanke eine Einflüsterung des Satans

sei, verdankte die Cappello ihre Rettung. Die arme Johanna aber begab sich ganz zerknirscht nach Hause, um auf ihren Knieen Buße zu tun.

Der Emporkömmling Buonaventuri wirtschaftete mittlerweile mit so grotesker Anmaßung, daß er sich den Haß von ganz Florenz auf den Hals lud. Vor allem liebte er es, den Adel, von dem er sich heimlich verachtet fühlte, seine Macht spüren zu lassen, die er um den Preis der Schande besaß. Für sein eheliches Mißgeschick entschädigte er sich durch Liebesabenteuer in hohen Kreisen, und er sorgte dafür, daß sie der Welt nicht unbekannt blieben. So hatte er auch mit der schönen Cassandra Ricci, verwitweten Bonciani, ein Verhältnis angeknüpft, und ungewarnt durch das blutige und geheimnisvolle Ende zweier vornehmer Jünglinge, die kurz zuvor dieselbe Gunst genossen hatten, rühmte er sich dessen frech vor den Ohren ihrer Anverwandten. Die Ricci gehörten zu den stolzesten historischen Geschlechtern und waren nicht gewohnt, mit sich spaßen zu lassen. Ihre Beschwerden reizten den frechen Günstling, zum Schaden noch den Spott zu fügen, denn nun beschimpfte er sie öffentlich durch beleidigende Gesten und höhnische Gesichter, die er ihnen schnitt. Wiederholt warnte ihn der Prinz vor ihrer Rache; da es Pietro nur immer toller

trieb, beschloß er, ihn zu seiner Sicherheit mit einer ehrenvollen Mission nach Frankreich zu verschicken. Doch Pietro weigerte sich, und nun übernahm es Bianca, obwohl in Tränen, weil sich ein Rest der Jugendliebe in ihr regte, den Gatten, über den sie sich noch Macht genug zutraute, zu freiwilliger Entfernung zu bereden. Allein dieser, der nach Art solcher niedriger Naturen zwar in den Früchten seiner Schande schwelgte, aber ihrer Urheberin dennoch den tödlichsten Groll nachtrug, antwortete auf Biancas Bitten mit tobenden Beschimpfungen und der Drohung, ihr den Hals abzuschneiden, wenn sie jemals sich wieder mit einem Wort in seine Angelegenheiten mische. Damit war sein Verderben besiegelt. Denn der nächtliche Auftritt hatte einen Zeugen gehabt, dessen Nähe niemand ahnte. Don Francesco selber war auf der geheimen Treppe, welche das obere Geschoß mit dem unteren verband, der Geliebten in die Wohnräume ihres Gatten nachgeschlichen und hatte jedes Wort mit angehört. Der Wutausbruch des Buonaventuri zeigte ihm, daß dieser verwegene Günstling eine Gefahr für ihn selber werden konnte, und der Anblick von Biancas Tränen mochte auch seine Eifersucht gereizt haben. Er tat, als hätte er nichts gehört, im stillen aber beschloß

er, den Unbequemen in die Hände der Rächer zu geben.

Dieser war nach der Szene mit Bianca in aller Morgenfrühe, noch schäumend vor Wut, auf die Straße gerannt, um seine Widersacher zu suchen, und bei der Säule von Santa Trinita führte ihm sein Unstern den Neffen der Cassandra, seinen grimmigsten Feind, im Gespräch mit zwei anderen Edelleuten, in den Weg. Ohne weiteres stürzte er auf diesen zu, setzte ihm die Pistole auf die Brust, und drohte, ihn zu ermorden, wenn er über seine Beziehungen zur Cassandra noch einmal ein mißfälliges Wort spreche. Der Angegriffene wurde todesbleich, aber er entgegnete kein Wort, sondern begab sich augenblicklich mit seinen beiden Zeugen zum Regenten. Trotz der frühen Stunde wurden sie auch gleich empfangen und am Schluß einer langen geheimen Unterredung sagte der Prinz: Tut nach eurem Ermessen, aber macht es kurz ab, ich will von der Sache nichts gewußt haben. Noch desselben Abends stieg er zu Pferd und ritt von dem Architekten Buontalenti begleitet nach seinem Neubau in Pratolino, wo ihn niemand stören durfte. Der unselige Buonaventuri aber rannte unverweilt in sein Verhängnis. Nachdem er die Nacht bei seiner Geliebten im Borgo Santi Apo-

stoli zugebracht hatte, verließ er kurz vor Tagesanbruch ihre Wohnung, von einem einzigen Diener begleitet. Die Mörder waren zwölf Mann stark da und dort auf seinem Wege postiert. Bei der Brücke Santa Trinita hörten die zwei einen verdächtigen Pfiff und sahen sich nach wenig Schritten von Bewaffneten angegriffen. Der Diener wurde verwundet und entfloh, Pietro hielt sich die Angreifer fechtend vom Leibe. Aber die Via Maggio war ihm durch ihre dort aufgepflanzten Spießgesellen verrannt, und als er mit der ganzen Schar auf den Fersen durch ein Gäßchen bei Santo Spirito den Rückeingang seiner Wohnung erreichen wollte, wurde er von dem Ricci und einem andern Meuchelmörder angefallen, die ihn dort erwartet hatten. Pietro, dem es weder an Mut noch an Gewandtheit fehlte, wehrte sich wie ein Verzweifelter, aber seine beiden Pistolen versagten, und in dem engen Gäßchen trafen fast alle Hiebe, die er mit seinem langen Degen führte, in die Mauer, während die Angreifer ihm mit der kurzen Stoßwaffe zu Leibe gingen. Es gelang ihm noch, seinen Todfeind schwer zu verwunden, dann brach er zusammen, und über ihn her stürzte sich die Meute, um ihre Wut an dem Gefallenen zu kühlen, bis sie endlich, von Rache gesättigt, ihr Opfer verließen. Ein Apotheker,

der an der Ecke der Via Maggio seinen Laden hatte, eilte auf den Lärm mit zwei Gesellen und mit Lichtern herzu, und in seinen Armen hauchte der unglückliche Buonaventuri seinen letzten Seufzer aus. Der von Wunden zerfetzte Leib des Toten wurde in die nahe Kirche S. Jacopo getragen, und die Schreckenskunde brachte, da eben der Tag zu grauen begann, die ganze Via Maggio auf die Beine. Auch Bianca wurde damit aus dem Schlafe geweckt und überließ sich einem verzweifelten Schmerz, in dem noch einmal alle längst erloschenen Jugendgefühle erwachten. Sie stürzte in den Pitti, um Rache zu fordern, aber der Prinz war nicht zu finden; er kehrte erst des anderen Tages zurück und stellte eine Scheinverfolgung der Mörder an, die unterdessen alle Zeit gehabt hatten, auf dem Weg nach Frankreich zu entweichen. Der Verwundete durfte es sogar wagen, sich bei des Prinzen eigener Schwester, Donna Isabella Orsini, zu verbergen, in deren Haus der ganze Anschlag gezettelt worden war. Der Volksmund hat denn auch nicht versäumt, den Fürsten der direkten Anstiftung dieser Bluttat zu zeihen, allein es ist noch eine Beichte von ihm aus späteren Jahren erhalten, woraus deutlich hervorgeht, daß er die Tat, die ihm genehm war, nur geschehen zu lassen brauchte, ohne selbst den

Blutbefehl zu erteilen. Indessen forderte die Rachsucht der Ricci noch ein zweites Opfer. Am Abend nach der Ermordung des Buonaventuri drangen zwei bewaffnete Männer durch den Dachstuhl in das Haus der Cassandra ein und erdolchten die Unglückliche in ihrem Bette. Durch diese beiden Greueltaten war nach den Begriffen der Zeit die Familienehre wieder hergestellt.

Don Francesco genoß den Alleinbesitz seiner Bianca, die bald getröstet nur noch daran dachte, die Fäden, die sie mit ihrem fürstlichen Beschützer verknüpften, fester und fester zu spinnen. Noch zu Pietros Lebzeiten hatte ihr der Prinz einmal in einer Stunde der Leidenschaft auf ein Madonnenbild geschworen, wenn sie jemals beide frei würden, so mache er sie zu seiner Gemahlin. Jetzt war Bianca frei, und Johannas von Oesterreich schwankende Gesundheit, die durch ihren unglücklichen Gemütszustand noch mehr unterwühlt wurde, gab ihr die Hoffnung, daß auch Don Francescos Fessel keine ewige sein werde. Aber noch lebte der Herzog Cosimo, der, wenn auch aus der Entfernung und der Zurückgezogenheit, mit wachsamem Auge die Vorgänge in Florenz verfolgte und oft mit seiner Autorität eingriff. Im Jahr 1574 aber starb dieser ruhmgekrönte Fürst, vorzeitig gealtert und gichtbrüchig,

auf seiner Villa zu Poggio a Cajano, nachdem er wenige Jahre zuvor vom Papste seinen Herzenswunsch, den Titel eines Großherzogs für sich und seine Nachfolger, erlangt hatte.

Jetzt brauchte die Cappello ihren ehrgeizigen Ränken keinen Zwang mehr aufzuerlegen. Um ihre Herrschaft über den neuen Großherzog zu befestigen, suchte sie das wirksamste aller Mittel aus. Ein Kind, ein Knabe, sollte ihn auf ewig mit ihr verbinden und ihr den Weg zum höchsten Ziele bahnen. Francesco besaß noch keinen männlichen Sprößling, der die Thronfolge gesichert hätte, und sein glühendes Verlangen ging nach einem Sohn, den er am liebsten seiner Bianca verdankt hätte, denn uneheliche Geburt war damals kein Hindernis der Erbfolge. Aber Bianca hatte noch weniger Hoffnung, dem Großherzog einen Erben zu schenken, als Johanna von Oesterreich, die ihm Tochter auf Tochter gebar*), denn seit der Pellegrina, die schon zehn Jahre alt war, hatte sie kein Kind mehr geboren, und der schlechte Zustand ihrer Gesundheit nahm ihr jede Aussicht auf eine zweite Mutterschaft. Ver-

*) Die jüngste war jene Donna Maria de' Medici, die später durch ihre Heirat mit Heinrich IV. Königin von Frankreich wurde.

geblich wandte sie alle ärztlichen Mittel an, die Natur, die sie so reich bedacht hatte, versagte sich ihr früh auf diesem Punkte.

Um dem Glücke nachzuhelfen, setzte die abgefeimte Venezianerin das abenteuerlichste Komplott ins Werk. Wenige Monate nach Cosimos Tod kündigte sie dem jungen Großherzog an, daß sie sich guter Hoffnung fühle. Sie brachte ihren Leib durch künstliche Mittel zum Schwellen und heuchelte alle Symptome der Schwangerschaft mit solchem Geschick, daß die Aerzte selber getäuscht wurden, soweit sie nicht in Biancas Sold standen. Francesco, hochbeglückt, umgab sie mit der ausgesuchtesten Pflege. Er hatte unterdessen die Orti Oricellari für seine Bianca aufgekauft, jenen weltberühmten Park, den damals noch die aus der Plünderung des Mediceerpalastes zu Savonarolas Zeit herstammenden antiken Skulpturen schmückten, und sein erfinderisches Faktotum Buontalenti hatte ihm das einfache Casino, das vordem der Sitz der Platonischen Akademie gewesen war, in ein prunkvolles Lustschloß für die Favoritin verwandelt, die dort den Anverwandten des Herrscherhauses und den auswärtigen Gesandten königliche Feste gab. Mittlerweile ließ sie durch ihre vertraute Kammerfrau, Giovanna Santi, und eine Hebamme mehrere Weiber aus dem

Volk, die der Entbindung entgegensahen, an verschiedenen Punkten der Stadt in strengster Abgeschlossenheit unterhalten und wohl verpflegen, und sobald eine von ihnen einen kräftigen Knaben geboren hatte, legte Bianca sich mit geheuchelten Wehen zu Bette. Des Großherzogs zärtliche Angst verzögerte den kritischen Moment, denn er wich keine Minute von ihrem Lager und erklärte, auch die Nacht bei ihr wachen zu wollen. Doch als es später und später wurde, zog er sich endlich auf Bitten der Umgebung und von Müdigkeit und Aufregung überwältigt zurück, der Arzt wurde unter einem Vorwand entfernt, und kaum war die falsche Wöchnerin mit der Santi allein, als man auch schon aus ihrem Gemach das Wimmern einer Kinderstimme vernahm; es heißt, daß das Knäblein in einer Laute verborgen in ihr Zimmer geschmuggelt worden sei. Der vermeintliche Vater geriet vor Wonne außer sich, er fand das Kind der Mutter ähnlich und gab ihm den Namen Don Antonio de' Medici, dem Heiligen zu Ehren, dessen Fürsprache er sein Glück zu verdanken glaubte.

Der Betrug war gelungen, aber wenn Bianca seiner Früchte froh werden wollte, so mußte sie im Verbrechen weiter gehen und sich der Mitwisser entledigen. Die Mutter des Knaben wurde

am Tag nach der Entbindung auf ein Pferd gesetzt und gewaltsam nach Bologna entführt, wo man sie mit dunklen Androhungen einer großen Lebensgefahr einschüchterte und schwören ließ, niemals von dem Vorgefallenen zu reden. Als aber ihr Entführer, der zu den Mitwissern des Komplotts gehörte, bald darauf in schwere Krankheit fiel, gestand er ihr auf dem Sterbebett das Geheimnis, damit sie sich rette. Die Aermste irrte unter falschem Namen jahrelang von Ort zu Ort, bis sie sich nach Biancas Tod einem Pfarrer in der Beichte anvertraute und durch ihn die sichere Rückkehr in die Heimat erwirkte. Ob die beiden anderen Wöchnerinnen nebst den sonstigen Eingeweihten wirklich, wie die Rede ging, auf Biancas Befehl im Arno ertränkt wurden, bleibe dahingestellt, denn der Volksmund konnte sich in Anklagen gegen die Venezianerin niemals genug tun. Die wichtigste Teilnehmerin des Anschlags jedoch, die Kammerfrau Santi, die so ungeschickt war, auf ihre Mitwisserschaft zu pochen, mußte der Sicherheit ihrer Herrin zum Opfer fallen. Als die Cappello sich zur Vermählung Pellegrinas mit dem jungen Grafen Bentivoglio nach Bologna begab, nahm sie die Santi zur Aufsicht über das nachgeführte Gepäck mit, und auf der Rückreise an einer einsamen Stelle im Apennin

erreichten sie die Kugeln der Mörder. Sie wurde noch lebend nach Bologna zurückgebracht und konnte dort, ehe sie starb, eine gerichtliche Aussage über den von Bianca verübten Betrug und ihre eigene so schwer bestrafte Mitschuld machen. Obwohl man in Bologna amtlicherseits das kompromittierende Geständnis vertuschen wollte, sickerte die Wahrheit durch und verbreitete sich allmählich über ganz Italien. Nur der Großherzog erfuhr nichts von der Enthüllung, die heimlich in aller Munde war, denn wer hätte wagen dürfen, ihn aufzuklären. Sein Bruder, der Kardinal Ferdinand, der eine Abschrift des gefährlichen Dokuments in die Hände bekam, hatte keinen Einfluß und wäre als der Nächste am Thron in einem Fall, wo die Erbfolge zur Frage stand, persönlich interessiert erschienen. Ueberdies war er der schlauen Venezianerin für mannigfache Dienste, die sie ihm geleistet hatte, verpflichtet. Denn da die Cappello rings um sich her den Haß des Volkes und die Unsicherheit ihrer Stellung fühlte — noch war sogar der Bann der Signoria von Venedig in Kraft, um dessen Rücknahme Francesco sich in den ersten Tagen ihrer Verbindung umsonst bemüht hatte — so suchte sie klugerweise ihre Stützen in der Familie Medici selber. Sie war weit entfernt von dem

kurzsichtigen Uebermut einer Camilla Martelli, die, auf die Schwäche des alten Cosimo bauend, die fürstlichen Familienglieder zu ihrem schweren Schaden vor den Kopf gestoßen hatte. Bianca vergaß keinen Augenblick, daß von diesen ihr Schicksal nach Francescos Tode abhing. Deshalb stand sie längst in inniger Freundschaft mit seiner Schwester, der leichtlebigen Herzogin von Bracciano*), und auch den Kardinal hatte sie trotz seiner Freundschaft für Johanna von Oesterreich mit tausend Fäden umsponnen. So ablehnend er sich verhielt, sie kannte das Mittel, ihn kirre zu machen. Ferdinand trieb einen echt mediceischen Aufwand und verdunkelte in Rom mit seinem fürstlichen Luxus alle anderen Kardinäle. Die Villa Medici am Pincio war ebenso berühmt durch ihre heiteren Feste wie durch die Meisterwerke antiker Skulptur, die der rastlos sammelnde Besitzer dort im Vestibül und im Garten aufstellte. Ein solches Leben kostete Geld, der sparsame

*) Was sie freilich nicht hinderte, als Donna Isabella ihren galanten Lebenswandel mit gewaltsamem Tod gebüßt hatte, in aller Kaltblütigkeit die Spitzen und feine Leibwäsche der Ermordeten in der öffentlichen Versteigerung für sich aufkaufen zu lassen, ein kleiner Zug, der für Biancas Natur kennzeichnender ist als ihre politischen Verbrechen.

Bruder aber wollte dem Kardinal weder die zu knappen Einkünfte erhöhen noch seine Schulden bezahlen. Da mischte Bianca sich zu seinen Gunsten ein. Als ihm lange Zeit die Zahlung von zwanzigtausend Dukaten verweigert worden war und er sich vor der Abreise bei der Favoritin beklagte, hieß sie ihn guten Mutes sein, denn sie sei gewiß, er werde in Rom das Gewünschte schon vorfinden — und siehe, bei seiner Ankunft erwarteten ihn dreißigtausend Dukaten statt der zwanzigtausend, um die er sich bemüht hatte. Dabei war sie fein genug, niemals die Miene einer Beschützerin anzunehmen. Sie umgab den Kardinal mit Aufmerksamkeiten und gebärdete sich dabei, als wäre sie seine Schuldnerin. Sie empfahl ihm Anverwandte und Diener, nur um ihm danken zu können, und wenn sie krank war, bat sie ihn, für sie zu beten, da sie gewiß sei, daß Gott seine Fürbitte erhöre. So hatte sie ihn in ein Verhältnis gegenseitiger Verpflichtungen zu verstricken gewußt, das ihm die Zunge band.

Dennoch wollte das Gerücht von der Unterschiebung Don Antonios keine Ruhe finden, und früher oder später war die Entdeckung gewiß. Da faßte sie den tollkühnen Entschluß, der Katastrophe zuvorzukommen, indem sie dem Großherzog aus freien Stücken den ganzen Anschlag

beichtete. Der Ausgang gab ihrer Dreistigkeit Recht. Einen tieferen Trank hat wohl nie ein Fürst aus dem Zauberbecher der Leidenschaft getrunken: nicht nur, daß Francesco das, wie er glaubte, aus heißer Liebe zu ihm begangene Verbrechen verzieh, er fuhr sogar fort, den Wechselbalg als Geschenk seiner Vielgeliebten und als sein teuerstes Kleinod zu behandeln.

Jetzt aber riß der beleidigten Großherzogin die Geduld. Sie erfüllte die Hofburg von Wien mit ihren Klagen. Ohnehin war der Liebeswahnsinn des Großherzogs schon längst das Gespött der anderen Höfe. Kaiser Maximilian durfte zu der Mißhandlung seiner Schwester nicht länger schweigen. Er machte durch seinen Gesandten in Florenz erzürnte Vorstellungen, auf die Francesco durch Gegenklagen, Ausflüchte und falsche Versprechungen antwortete. Das Verhältnis der Gatten wurde schlimmer und schlimmer. Erzherzog Ferdinand drohte, seine Schwester zurückzuholen und dadurch in Florenz einen Aufstand zu erregen. Und jetzt hätte die unglückliche Ehe einen stürmischen Abschluß gefunden, wäre nicht der unerwartete Tod des Kaisers Maximilian dazwischen getreten. Sein Nachfolger Rudolf sah die Sache kaltblütiger und mehr von der politischen Seite an. Er ließ sich die Beschwerden der zür-

nenden Parteien vortragen und führte durch sein begütigendes Eingreifen eine Wiederannäherung der Gatten herbei, welche die Folge hatte, daß Johanna dem Großherzog im folgenden Frühjahr einen echten Erben schenkte. Unendlich war der Jubel bei Hofe und im ganzen Land. Niemand zweifelte, daß jetzt die Gemahlin den endgültigen Sieg über die Maitresse davon getragen habe. Drei Tage herrschte in Florenz ein wahrer Freudentaumel. Die Vornehmen mußten das Volk an langen Tafeln vor ihren Palästen bewirten, Francesco streute eigenhändig von den Fenstern des Palazzo Vecchio das Gold unter die Menge, und der feine Wein, den er auf der Plattform in großen Fässern aufstellen ließ, überschwemmte buchstäblich die Straßen. Die Taufe, zu der das Wasser aus dem Jordan geholt wurde, fand mit ungeheurem Apparat in San Giovanni statt, fünfzig Edelknaben als geflügelte Engel mit goldenen Lilienstengeln begleiteten den kleinen Prinzen zum Taufbecken, Philipp II. von Spanien war Pate. Francesco neigte sein Gemüt nun endlich der Gemahlin zu, der er die Erfüllung seines höchsten Wunsches dankte, und suchte durch sein Verhalten die lange Zurücksetzung gut zu machen.

Die Cappello fühlte ihren Stern erbleichen. Sie wartete nicht, daß man sie gehen hieß, sondern

zog sich freiwillig zuerst auf die ihr geschenkte Villa von Pratolino und später zu ihrer Tochter nach Bologna zurück. Da sie nicht mit der Leidenschaft beteiligt war, konnte sie ruhig zusehen, bis das Blatt sich wieder wandte. Alle ihre Beziehungen zum Großherzog waren abgebrochen, und gerade dies gereichte ihr zum größten Gewinn. Denn die Oesterreicherin lernte es auch jetzt nicht, ihren Gemahl zu fesseln, und dieser wurde es bald müde, in der Kinderstube des Thronfolgers den Ersatz für die verlorenen Freuden zu suchen. Aus allen Gemächern des Pitti gähnte ihm die Leere entgegen, sein finsterer Mißmut faßte ihn wieder, und er verging vor Langerweile und Sehnsucht nach seiner geliebten Zauberin. Bianca wurde durch ihre Späher gut bedient. Kein Jahr war vergangen, so vernahmen die Florentiner mit Staunen, daß sie in die Stadt zurückgekehrt war, freilich um vorderhand ganz in der Abgeschlossenheit als reuige Magdalena zu leben. Die fromme Großherzogin versäumte nicht, die Büßerin in ihre Gebete einzuschließen. Aber bald sollte sie entdecken, was es mit dieser Bußfertigkeit auf sich hatte, als sie eines Tages die Bianca strahlend am Arm des Großherzogs fand, im Begriff, mit ihm nach dem Lande aufzubrechen.

So entsprechen Sie dem Vertrauen, das ich Ihnen geschenkt hatte! rief die unglückliche Frau ihrer Nebenbuhlerin zu, Sie betragen sich unwürdig, und Gott wird Sie zur Rechenschaft ziehen. — Wenige Tage später legte sie sich mit Fieber zu Bette, um nicht mehr aufzustehen. Eine Frühgeburt, durch einen Fall in der Santissima Annunziata herbeigeführt, machte ihrem freudelosen Dasein am 10. April 1578 ein Ende. Sterbend richtete sie noch Worte glühender Leidenschaft an ihren kaltsinnigen Gatten, der mit Schluchzen aus dem Zimmer stürzte. Aber die Erschütterung dauerte nicht lange, denn Tags darauf beim Leichenzug erregte er ein öffentliches Aergernis, indem er, mit drei Ellen langer Trauerschleppe hinter dem Sarge der Gattin schreitend, es nicht lassen konnte, mit abgezogener Mütze zum Fenster seiner Geliebten hinaufzugrüßen, die mit einer tiefen Verbeugung antwortete, und kaum konnte er das Ende des Trauergottesdienstes abwarten, um zur Cappello zu eilen. Die Königin Johanna, so nannte man in Florenz die Kaisersschwester, hatte im Volk für eine halbe Heilige gegolten, und man schrieb es dem Zorn des Himmels zu, daß bei ihrem Tode ein Nachfrost eintrat, der die Hoffnung des ganzen Jahres vernichtete.

Nur die Cappello strahlte. Geben Sie mir die Hand, jetzt kann ich Ihr Glück machen, sagte sie am Tag nach Johannas Begräbnis zu ihrem Leibarzt, der ihr aufwartete. Indessen gab es noch schwere Hindernisse zu überwinden, bevor sie ihr Ziel erreichen sollte. Zwar hatte der Großherzog von Anfang an dem Drängen des Kardinals widerstrebt, der sich gleich, um der Mißheirat einen Riegel vorzuschieben, nach einer neuen standesgemäßen Partie für ihn umsah. Aber nicht so leicht wurde er mit dem Einspruch seines Beichtvaters fertig, daß die Heirat mit Bianca den kanonischen Gesetzen zuwiderlaufe und daß die Kirche auch die Legitimation des untergeschobenen Kindes, durch welche er nun die Geliebte zu entschädigen wünschte, nicht gestatten könne. Einen Augenblick ließ der schwache Mann sich erschüttern und versprach sogar völlige Losreißung von der Cappello. Um den Schritt zu erleichtern, drängten ihn seine Räte, sich auf Reisen zu begeben. Bianca sah die Gefahr, in der sie schwebte, sie suchte zuerst seine Abreise zu hindern, dann bestürmte sie den Entfernten mit Briefen, worin sie ihm bald seinen Eid ins Gewissen rief, bald sich in seinen Willen zu ergeben schien und ihm ihren Entschluß, das Land zu verlassen, mitteilte.

Allein sie zögerte, bis er zurückkam, und dann war von Gehen keine Rede mehr. Sie warf sich weinend zu seinen Füßen, Francesco vergaß alle Vorsätze, ein von Bianca erkaufter Mönch mußte seine religiösen Skrupel beschwichtigen, er nahm sie wieder zu sich in den Palast und übertrug ihr das delikate Amt einer Erzieherin seiner jungen Töchter. Eine längere Krankheit, die ihn bald darauf befiel, gab ihr die Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Unentbehrlichkeit zu zeigen. Es waren keine zwei Monate nach dem Tode seiner Gemahlin verflossen, da reichte er ihr am 5. Juni, als sie dem Rekonvaleszenten mit liebevollem Drängen ein Ei aufnötigte, aus freien Stücken als Gegengabe seine fürstliche Hand und ließ sich unverzüglich mit ihr trauen.

Als Ferdinand an das Krankenbett seines Bruders eilte, fand er daselbst die Cappello und erfuhr zu seiner bittersten Kränkung, daß sie des Fürsten Gattin geworden. Es blieb der Familie Medici nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Uebrigens glaubte niemand, daß Francesco sie zur Großherzogin von Toskana zu erheben gedenke, sondern man nahm an, es sei ihr die gleiche Stellung zugedacht, wie sie Camilla Martelli nach ihrer Heirat mit seinem Vater eingenommen hatte. Francesco

scheint es selber nicht anders gemeint zu haben. Nur um dieser Ehe mit einer Abenteurerin, die den Hohn aller Fürstenhäuser herausforderte, ein Ansehen vor der Welt zu geben, ging er den Senat von Venedig an, die Cappello zur „Tochter der Republik und des heiligen Markus" zu erklären. Dieser Titel, den die schlaue Serenissima eigens erfunden hatte, um sich durch ihre Patrizierstöchter mit regierenden Häusern verschwägern zu können, erhob seine Trägerin in den Fürstenrang und gewährte ihr, da Venedig der erste Staat in Italien war, sogar den Vortritt vor den italienischen Prinzessinnen. Auf diese Weise hatte hundert Jahre früher Catarina Cornaro den Thron von Cypern bestiegen. Die Venezianer aber durchschauten Francescos Absicht und dachten auf ihr eigenes Interesse. So willkommen ihnen die Verwandtschaft war, in der Form, wie Francesco sie schließen wollte, konnte sie ihnen nicht behagen. Wurde Bianca zur Tochter von San Marco erhoben, so verlangte es die Würde der Republik, daß sie als eine Ebenbürtige auch Rang und Titel des Gatten teilte. Umso besser für Venedig, wenn sie diese Ehre, auf die es in Florenz nicht abgesehen war, der großen Mutter allein verdankte; umso williger würde sie dann auch deren Zwecke fördern, deren

Sache zu ihrer eigenen machen. Die klugen Rechner an der Riva degli Schiavoni nahmen also die florentinische Gesandtschaft mit glänzenden Ehren auf, sie feierten laute Freudenfeste, und, als ob es gar nicht anders sein könnte, begrüßten sie in ihrem offiziellen Glückwunschschreiben die neuerwählte Tochter als Großherzogin von Toskana. — Francesco konnte nicht zurück, auch wenn er gewollt hätte, er mußte der Sache ihren Lauf lassen und sich sogar das Ansehen geben, als ob es von vornherein nicht anders beabsichtigt gewesen wäre.

Mit einem Prunk, der selbst in der prunkliebenden Lagunenstadt noch nicht dagewesen war, setzte sich eine venezianische Gesandtschaft in Bewegung — an ihrer Spitze Biancas Vater und Bruder, die von der Republik zu Rittern der goldenen Stola ernannt worden waren, sowie der Patriarch von Aquileja und viele andere Anverwandte der Cappello —, um die Neuvermählte zu beglückwünschen. Die ganze Blüte des florentinischen Adels, männlichen und weiblichen Geschlechts, ritt und fuhr ihnen entgegen und begleitete sie nach der Residenz im Pitti, wo Bianca aus ihren Gemächern heraustrat, um ihre Angehörigen unter beiderseitigen Tränen in die Arme zu schließen. Vor dem Glanz der Krone schwanden alle Flecken. Wie der Senat von

Venedig sich beeilte, aus den Büchern der Avogaria jede Spur des gegen Bianca erlassenen Urteils auszutilgen, so war auch in den Herzen die Erinnerung an das Vergangene ausgetilgt. Der versöhnte Patriarch von Aquileja segnete die Ehe ein, zwei venezianische Abgesandte setzten der neuen Großherzogin in Gegenwart des ganzen Adels, der Behörden und der fremden Gesandtschaften — nur die österreichische glänzte durch Abwesenheit — in der sala di consiglio die Krone aufs Haupt. Mit Turnieren, Festzügen, Schauspielen aller Art, Erfindungen von märchenhafter Phantastik feierte der sparsame Francesco seine zweite Vermählung, die ihn dreihunderttausend Dukaten gekostet haben soll.

Biancas Talent verleugnete sich in der neuen Stellung keinen Augenblick, sie erschien für den Platz, den sie einnahm, geboren. Als ihr im Namen der Serenissima ein wundervolles Diamantenhalsband überreicht wurde, antwortete sie, eine Blume wäre ebenso willkommen gewesen. Ihre anmutige Majestät erhielt noch einen helleren Schimmer durch die Jugendgestalt ihrer Tochter Pellegrina, die an der Seite der Mutter die Huldigungen der Festgenossen teilte.

Aeußerlich war Bianca nicht mehr, was sie gewesen, obschon sie wenig über dreißig Jahre

zählte. Ihre Ueppigkeit artete bereits in Fettleibigkeit aus, vielleicht hatten auch die Quacksalbereien, durch die sie die verlorene Fruchtbarkeit wieder zu erlangen suchte, ihrem Körper geschadet. Aber dem tiefsten Reiz, den sie besaß, konnte offenbar die Zeit nichts anhaben.

Schade, daß ihr großer Zeitgenosse Tizian, mit dem sie wegen Bestellungen mannigfach verkehrte, niemals die Gelegenheit hatte, ihr Porträt zu malen, wir verstünden dann besser als aus den konventionellen Bildnissen des Allori, mit welchem Bann die Zauberin von der Lagune ihre Umgebung, auch die widerstrebendste, zu umstricken wußte.

Der berühmte Essayist Montaigne, der um jene Zeit Florenz als Reisender besuchte und Gelegenheit hatte, die Herrscherfamilie bei der Tafel zu sehen, hat in wenigen Strichen ein lebendiges Bild der Bianca Cappello gezeichnet. Er schildert sie, wie sie zwischen dem Großherzog und ihrem Bruder Vittorio Cappello sitzend den Ehrenplatz an der Tafel einnimmt. „Diese Herzogin," sagt er, „ist schön nach dem Geschmack der Italiener, ein angenehmes, gebieterisches Gesicht, starke Taille und Brüste, wie sie es lieben. Man traut ihr wohl die Fähigkeit zu, den Fürsten unterjocht zu haben und ihn lange zu beherrschen."

Lang in der Tat, lebenslang war ihre Herrschaft über den Mann, den sie wie mit Schlangenringen umstrickt hielt. Aber sie füllte nicht unwürdig die hohe Stellung aus, die sie durch unwürdige Mittel errungen hatte. Keine von den geborenen Fürstinnen, die in das Mediceerhaus heirateten, hat sich besser in seine glänzenden Traditionen eingefügt als diese geistreiche Abenteurerin. Zwar die Zeit, wo es in Florenz große Werke der Kunst im Entstehen zu fördern gab, war gründlich vorüber. Dagegen war es jetzt Mode, die allerwärts zu Tage tretenden Antiken und ebenso die Meisterwerke der jüngst verflossenen großen Kunstperiode zu sammeln. Francesco, der eine ungewöhnliche Kennerschaft besaß — auf diesem Punkte wenigstens war er ein echter Medici wie sein Bruder — legte die Galerie der Uffizien an, und Bianca mit der rastlosen Korrespondenz, die sie nach allen Seiten unterhielt, griff ihm wirksam unter die Arme. Ihr Sammlerfleiß hat die Galerie um manches wertvolle Stück bereichert. Sie ermunterte nicht nur das Kunstgewerbe durch glänzende Bestellungen, sondern legte auch in ihren Privatgemächern eine eigene Bildergalerie an, für die sie die schönsten Frauen Italiens malen ließ. Den alternden Gian di Bologna unterstützte sie, als er in Not geraten

war. Minder verdient ist der Ruhmestitel, in dem sie als die Beschützerin des Tasso prangt. Wohl hatte sich der unglückliche Dichter mehr als einmal aus dem Gefängnis von Sant' Anna in ergreifenden Tönen an diejenige Fürstin gewandt, die ihm vor allen anderen befähigt schien, menschliches Unglück zu verstehen, „weil sie auch mehr als andere die Wechselfälle des Geschicks erfahren habe". Aber wir hören nicht, daß Bianca die damals gestiftete Familienverbindung zwischen den Este und den Medici benutzt hätte, um sich für den Gefangenen zu verwenden, vielleicht wäre es auch nicht rätlich gewesen, die alte Eifersucht wieder anzuschüren, denn in den früheren Versuchen des Kardinals Medici, den Dichter von Ferrara weg und nach Florenz zu ziehen, muß doch eine der Hauptursachen von Alfonsos Ungnade gesucht werden. Jedenfalls begleitete der toskanische Gesandte in Ferrara das Bittgesuch des Dichters an die Großherzogin mit dem heimlichen Rat, demselben kein Gehör zu geben.

In Sonetten und Madrigalen feierte Tasso die neugekrönte Großherzogin. Aber gleichwohl regte sich in den oberen Regionen kein Lüftchen zu Gunsten des kranken, gefangenen Dichters, als die Crusca jenen häßlichen, sie ewig schänden-

den Skandal begann: das Herz war eben nicht die stärkste Seite an der schönen und klugen Frau. Ihre Gönnerschaft beschränkte sich auf das Geschenk von fünfundzwanzig Dukaten, um die der immer bedürftige und immer bettelnde Dichter die Fürstin angegangen hatte und denen sie als persönliches Zeichen der Huld noch einen kunstvollen silbernen Becher hinzufügte. Unglücklicher Dichter, der nie der Misère des Daseins entrinnen konnte, während sein ganzes reiches Jahrhundert bestimmt war, sich von seinem Ruhme zu nähren! Der für sechs neue Hemden das Verlagsrecht seiner Werke vergeben und für diese Großmut des Verlegers noch eine neue Tragödie als Zugabe versprechen muß, obgleich ihm, wie er klagend bemerkt, bei seiner melancholischen Gemütsart die Beschäftigung mit einem heiteren Stoffe zuträglicher wäre! Nicht einmal der Becher der Bianca sollte ihm zum Heile gedeihen, nach dem sein schönheitsdurstiges Auge schmachtete. Ein Schurke von Drucker, in dessen Hände der kostbare Gegenstand, Gott weiß wie, gefallen war, enthielt ihm denselben vor, und wie auch Tasso darum bat und bettelte und in unermüdlichen Briefen den Elenden um sein Eigentum anflehte, er hat es offenbar nie mit Augen gesehen. Denn noch in seinen letzten Lebensmonaten

finden wir ihn von dem Wunsch nach einem silbernen Becher wie von einer fixen Idee verfolgt, er bettelt noch jeden Großen, der ihm begegnet, um einen solchen an und klagt, daß alle seine Dichtungen zusammen ihm, dem Dichter des Luxus und der Schönheit, nicht einmal ein einziges Stück Silbergeschirr eingetragen haben.

Hätte Bianca Cappello den Großherzog nur durch die Sinne beherrscht, so müßte ihr Einfluß in den fünfzehn Jahren, die zwischen ihrer ersten Annäherung und dem Eheschluß lagen, sich notwendig abgekühlt haben. Aber Bianca war nicht nur das Weib seiner Leidenschaft, sie wurde mehr und mehr auch seine politische Gehilfin und Ratgeberin. Durch ihren Briefwechsel mit Fürsten, Päpsten und Republiken löste sie manchen verwickelten diplomatischen Knoten auf, für den männliche Finger nicht fein genug waren. — Es war ihr Triumph, den Interessen des Hauses, in das sie sich eingedrängt hatte, zu dienen und sich die Mitglieder desselben wider Willen zu verpflichten.

Zwischen den Brüdern war eine tiefe Spaltung entstanden: der Kardinal hatte zu Biancas Thronerhebung sauer gesehen und sich geweigert, dabei zu erscheinen, ja er hatte dem venezianischen Gesandten unverfroren sein Mißfallen ausgedrückt.

Dies nahm der Großherzog so krumm, daß er jeden Verkehr mit dem Bruder abbrach, und Ferdinand schwur, seinen Fuß nicht wieder nach Florenz zu setzen. Aber die mediceische Familie war nur durch Einigkeit stark. Kaum hatten die kleinen Fürsten von Ferrara, Mantua, Savoyen, die alten Neider der Medici, von dem Bruderzwiste Wind bekommen, als sie auch schon einen Bund schlossen, um jene zu schädigen. Es schwebten schon seit Cosimos Zeiten gar gewichtige Fragen des Zeremoniells zwischen den kleinen angestammten Dynasten und dem neugefürsteten, mächtigen Mediceerhaus. Welcher dieser Fürsten die Ehre haben sollte, dem Kaiser bei der Tafel die Serviette zu reichen, das war eine Frage, die schon mehr als einmal den Frieden Italiens ernstlich bedroht hatte, — so weit waren schon durch das öde Byzantinertum die großen Interessen verdrängt. Durch eine Familienverbindung suchte Francesco die Eifersüchteleien zu beschwichtigen, aber jetzt mußte er sich von einem Kleineren als er, dem Herzog von Mantua, sagen lassen, daß man aus den Händen seiner neuen Gattin keine Braut entgegenzunehmen wünschte. Ein solcher Affront war nur möglich, weil der Großherzog ohne seinen gewohnten Rückhalt im Vatikan sich in einer isolierten Stellung befand. Bianca

übersah mit klarem Blick die Lage, und ohne sich von der Empfindlichkeit beirren zu lassen, setzte sie gleich am rechten Ort den Hebel an.

Mit jenen halben, scheinbar absichtslosen Worten, die so wenig sagen und so viel erreichen, wußte sie den mißtrauischen Francesco ganz zu Gunsten des Bruders umzustimmen, und Ferdinand, der inzwischen Zeit gehabt hatte sich zu besinnen, ergriff willig die dargebotene Hand. Bei ihm war die Sorge um den Glanz des Hauses immer mächtiger als die persönliche Empfindlichkeit. Er verbrachte den ganzen folgenden Winter in Florenz, von Bianca gehätschelt, vom Großherzog, der willig seine Schulden bezahlte, ins engste Vertrauen gezogen. Schnell gelang es jetzt dem Kardinal, die gegen das mediceische Haus gesponnenen Intriguen lahmzulegen. Noch Größeres aber erreichte Bianca selbst, indem sie in ihrer skrupellosen Art Hindernisse bedenklichster Gattung beseitigte, um die gescheiterten Heiraten doch noch zu stande zu bringen, weshalb Ferdinand sie entzückt die Friedensstifterin des Hauses nannte.

Sie hoffte sich auch in die Herzen ihrer Untertanen einzuschmeicheln, indem sie den Kardinal nach Florenz zog. Francesco selbst war gründlich unbeliebt beim Volke: von seiner spanischen Mutter hatte er die kühle Grandezza und den

Geiz geerbt. Umsomehr hing man an dem leutseligen und freigebigen Ferdinand. Aber aus Biancas Händen konnte kein Geschenk die Florentiner erfreuen. Man verzieh ihr das Unglück ihrer Vorgängerin nicht, und bei jeder Ausgabe, die für die Emporkömmlingin gemacht wurde, gedachte man der Kargheit, womit die Kaiserstochter behandelt worden war. Der Großherzog, den die zunehmende Menschenscheu seinem Volke immer mehr entfremdete, erhielt den Zunamen Tribolino*), und man fabelte von scheußlichen Quälereien, die er und Bianca in ihrer pomphaft ausgestatteten Villa zu Pratolino verüben sollten. Noch lange nach ihrer Zeit zeigte man dort das „Laboratorium der Bianca" und erzählte sich die abgeschmacktesten Märchen von den Schönheitssalben, die sich Bianca daselbst aus dem Fett kleiner Kinder bereitet habe. Sie wurde dem Volk zum sagenhaften Dämon bei lebendigem Leibe. Auch ihre Heirat mit dem Großherzog mußte ein Werk teuflischer Magie sein, und jede Art Schwarzkunst wurde ihr nachgesagt. Sie selber legte den Grund zu diesen Fabeln, indem sie sich mit allerlei Wunderdoktoren abgab, die ihre zerstörte Gesundheit wieder herzustellen und

---

*) Von tribolare = quälen.

ihr die dauernde Liebe des Großherzogs zu sichern versprachen. Auch befaßte sie sich gern mit Taschenspielkünsten und wunderlich komplizierten Mechanismen. Für ihren scharfen, auf alles Verwickelte eingerichteten Verstand hatten solche Spielereien einen besonderen Reiz, und sie dienten ihr dazu, den schwerblütigen Fürsten und seine Gäste zu unterhalten, aber der unwissenden Menge erschienen sie als Hexerei.

Herrscherinnen dieser Art können nicht von reinen Händen bedient werden. So umgab sie sich mit einem ganzen Stab von Unterhändlern, Wucherern, Quacksalbern und Spionen, die ihre Geschäfte zu besorgen und über ihre und des Großherzogs Sicherheit zu wachen hatten. Diese Kreaturen bedrückten und bestahlen das Volk zu einer Zeit, wo ohnehin Teuerung und Hungersnot im Lande wütete und wo alles darbte, mit Ausnahme des Hofes. Gelegentlich wurde sogar dem Großherzog diese Gesellschaft zu viel, und eine quacksalbernde Jüdin, die sich nicht abweisen lassen wollte, erdolchte er mit eigener Hand. Am meisten machte man ihr die Anwesenheit ihres Bruders Vittorio Cappello zum Vorwurf, der nach Biancas Krönung in Florenz geblieben war und als allmächtiger Günstling die Florentiner belästigte und aussaugte. Er versah im Pitti



16. Bianca Cappello
Von Angiolo Bronzino

das doppelte Amt eines florentinischen Ministers und eines venezianischen Spions. Denn die Serenissima war mit ihrem Schwiegersohn politisch nicht zufrieden und hielt es für nötig, ihn genau zu überwachen. Nicht minder enttäuscht war sie durch Biancas Verhalten, die ihr keine Hand zur Einmischung in toskanische Dinge bieten wollte und der Republik sogar mit offenen Vorwürfen entgegenzutreten wagte, als diese am spanischen Hof gegen den Großherzog Intriguen spann.

Ein gemeiner Betrug, auf dem Vittorio sich ertappen ließ, öffnete endlich dem Großherzog die Augen und veranlaßte ihn, den allverhaßten Günstling auszuweisen. Die Venezianer sahen in der Entfernung ihres Spions eine politische Maßregel, die sie der Tochter von San Marco nicht vergaben. Anderseits fuhren auch die Florentiner dabei nicht besser, denn an Vittorios Stelle traten nun zwei andere Individuen, die so wenig taugten wie er: der Kämmerer Serguidi und der Bischof Abbioso. Diese in ihrem Uebereifer säten neue Zwietracht zwischen die kaum versöhnten Brüder. Ohnehin stand die Freundschaft nicht mehr auf den festesten Füßen, seitdem im März 1582 der kleine Don Filippo, Giovannas schwächlicher Sprößling, gestorben war und nun Biancas Ränke zu Gunsten des eingeschobenen Don Antonio

wieder begannen. Es lag auf der Hand, daß sie sich in diesem Knaben eine Stütze für die Zukunft, für die Zeit, wo der Großherzog nicht mehr sein würde, zu schaffen suchte. Sie besaß in der Tat keine andere, und sie war eine viel zu gute Menschenkennerin, um Ferdinands Dankbarkeit und freundliche Gesinnung zu überschätzen. Warnend stand ihr die unglückliche Camilla Martelli vor der Seele, die von der Leiche Cosimos weggerissen worden war, um ihre kurze Herrlichkeit in engster Klosterhaft zu büßen, wo die Dämonen niedergehaltener Lebenslust sie langsam zu Tode folterten. In der Empfindung, daß ihr selber ein ähnliches Los bereitet sein könnte, hatte sie sich redlich bemüht, das der Unglücklichen zu lindern, ohne bei Francesco, der ihr sonst in allem willfahrte, etwas zu erreichen. Und wie klein war das Sündenregister der Aermsten gegen ihr eigenes! So mußte ihr freilich alles daran liegen, ihrem Einschiebling auf den Thron zu helfen. Er sollte, wenn er je zu der Erkenntnis kam, daß er ihr nicht das Leben verdankte, doch umso gewisser in ihr die Schöpferin seines Glückes verehren. Biancas Lage und ihr Charakter erklären zur Genüge diesen Standpunkt. Aber der Großherzog! kein Senkblei reicht in den Abgrund der Verworrenheit hinab, in den seine Liebe zur

Bianca ihn gestürzt hatte. Er wußte aus ihrem eigenen Mund, daß weder das Blut der Medici, noch das der Cappello in Don Antonios Adern floß, und dennoch erhöhte er ihn ihr zu Gefallen, wo er nur konnte. Er überhäufte ihn mit Schenkungen, erbettelte vom König von Spanien Titel und Ehrenämter für ihn, ja er legitimierte den Bauernjungen öffentlich, trotz dem Widerspruch seiner Räte. Freilich verstand es Bianca, dieses fremde Kind dem Großherzog teuer zu machen. Sie, die auf allen Saiten der Seele zu spielen wußte, hatte auch die kindliche Anmut in ihren Dienst gezogen, sie hatte dem Knaben, als er kaum drei Jahre alt war, schon die Hand geführt, um ihn kleine zärtliche Brieflein an den vermeintlichen Vater schreiben zu lassen. Welch ein Anblick für die echten Medici, diesen lächerlichen Wechselbalg, umgeben von der deutschen Leibwache, als Prinz von Capestrano und spanischer Legat mit einem eigenen Hofstaat durch die Straßen von Florenz spazieren zu sehen, von vielen schon als mutmaßlicher Thronerbe umschmeichelt. Der Verdacht lag nahe, daß sie sich mit Spanien verständigt habe, um Don Antonio auf den Thron von Toskana zu heben. Und Ferdinand, der doch Biancas Manöver kannte, stand selber so sehr in ihrem Bann, daß er, um ihr angenehm

zu sein, den Knaben mit einem seiner Güter beschenkte.

Aber der innere Riß, der sich in der Familie aufgetan hatte, wurde durch solche äußere Zeichen nur schlecht verklebt. Die Herren Serguidi und Abbioso, die zu den Interessen ihrer Gebieterin auch noch ihre eigenen besorgten, scheuten kein Mittel, um sich den gefährlichen Beobachter vom Halse zu halten. Ungünstige Einflüsse, die noch von außen dazu kamen, und die bereits eingetretene Erkaltung erleichterten ihnen das Spiel. Als Ferdinand im Februar 1586 zu der Vermählung seiner Stiefschwester Donna Virginia nach Florenz kam, wurde er von seinem Bruder eisig aufgenommen, sah sich von jeder Teilnahme an den Geschäften ausgeschlossen und kehrte unverzüglich nach Rom zurück.

Bald darauf verbreitete sich die Nachricht, die Großherzogin sei gesegneten Leibes! Der Kardinal erschrak, denn er witterte einen neuen Betrug. Schon einmal war im Lauf der letzten Jahre dieses Gerücht aufgetaucht und hatte ihn mehrere Monate in Unruhe gehalten, bis das Dementi erfolgte. Er wußte, daß trotz seiner Schwäche für Don Antonio dem Großherzog das Herz nach einem echten Erben brannte, und daß er die Hoffnung nicht aufgeben wollte, durch

Bianca in Wahrheit Vater eines Sohnes zu werden. Daß der Venezianerin niemals zu trauen war, wußte er gleichfalls. Was sollte sie abhalten, das Verbrechen, das ihr schon einmal nahezu gelungen war, aufs neue zu versuchen? War sie nicht jetzt, als die mächtigste Frau im Lande, noch mit ganz anderen Mitteln dazu ausgerüstet als jenes Mal? Die äußeren Umstände waren höchst verdächtig: Bianca hatte ein Gemach bezogen, das geheime Zugänge und Verbindungen nach außen besaß. Sie selber spielte diesmal eine doppelte Rolle, um sich für alle Vorkommnisse den Rücken zu decken. Während die Aerzte und Hebammen widersprechende Gutachten abgaben, indem die einen die Schwangerschaft, die anderen ein organisches Leiden diagnostizierten, und der Großherzog glaubte, was er wünschte, schien sie selber eher der ungünstigen Auffassung zuzuneigen und äußerte wiederholt ihre Zweifel, indes sie doch unter der Hand die anderen in ihrem Glauben bestärkte. Wurde sie verhindert, ihr Spiel zu Ende zu führen, so sollte niemand ihr die Absicht nachweisen können, und das Erwecken trügerischer Hoffnungen fiel dann den Aerzten allein zur Last. Daher auch die unerbittliche Geschichtsforschung in diesem Fall nur nach Indizienbeweisen, die sich auf Biancas

Charakter und Vergangenheit gründen, ihr Schuldig gesprochen hat.

Der Kardinal hielt die Augen offen. Er beauftragte den jüngsten Bruder Don Pietro, die Schwägerin scharf zu überwachen. Dieser war unlängst aus Spanien, wo er Philipp II. als General der toskanischen Truppen diente, auf Urlaub zurückgekehrt. Und nun entwickelte sich in der Residenz ein Intriguenspiel mit Minen und Gegenminen, das den Stoff zu der tollsten Posse abgegeben hätte. Don Pietro, der als Soldat nur das buchstäbliche Gehorchen kannte, hielt sich so strikte an den erhaltenen Auftrag, daß er der Großherzogin nicht mehr von der Seite ging. Ueberall witterte er die Fäden eines Komplotts, und auch die unschuldigsten Umstände schienen ihm verdächtig. Daß Bianca ihre Tochter Pellegrina, die jungvermählte Gräfin Bentivoglio, die sich guter Hoffnung fühlte, in Abwesenheit des Grafen zu sich in den Pitti nahm, brachte ihn auf die Vermutung, es werde von dieser Seite her die Unterschiebung geplant, und er schloß auch die junge Gräfin in sein Ueberwachungssystem ein. Der Kardinal mußte ihm erst von Rom aus begreiflich machen, daß man zu Zwecken solcher Art sich Weiber aus dem Volke heranholt, mit denen keine Umstände gemacht werden, nicht

zartgewohnte Damen aus den höchsten Ständen. In seinem Eifer hielt sich Don Pietro sogar an die gefangene Camilla Martelli und hofierte, jedoch vergeblich, der Unglücklichen in ihrem Kerker, um ihr die Geheimnisse Biancas, mit der er sie befreundet wußte, zu entreißen. Als ob es sich um die Angelegenheit einer schwatzhaften Dirne gehandelt hätte, nicht um die der allerklügsten Tochter von San Marco!

Dem großherzoglichen Paare wurde natürlich der plumpe Späher lästig, und man gab sich keine Mühe, ihm das zu verbergen. Don Pietro, den sein Dienst nach Spanien rief und dem längst der Boden unter den Füßen brannte, schilderte dem Kardinal in verzweifelten Briefen seine verzwickte Lage und bat, ihn des kitzlichen Auftrags zu entheben. Doch der Kardinal hielt seine Order aufrecht, bis der Großherzog, um der närrischen Komödie ein Ende zu machen, den unbequemen Gast ersuchte, doch ja die schöne Gelegenheit einer von Genua absegelnden Galeere nicht zu versäumen. Diesen Wink beantwortete Don Pietro mit der bündigen Erklärung, daß er verpflichtet sei, der Großherzogin bis zur Entbindung seine Dienste zu widmen, gleichviel ob er gerne gesehen sei oder nicht. Also in die Enge getrieben, war Bianca genötigt, Farbe zu

bekennen. Er möge mit Gott fahren, entgegnete sie ihm, sie sei jetzt fest überzeugt, daß die Aerzte dem Großherzog trügerische Hoffnungen erweckt hätten; übrigens verspreche sie, den Kardinal, dessen Besorgnis für ihr Wohl und Wehe ihr ja wohl bekannt sei, selber über ihren Zustand auf dem laufenden zu erhalten.

Nach diesem Erfolg ging Don Pietro wohlverrichteter Sache unter Segel. Am Hofe aber spann sich die wunderliche Intrigue noch eine Zeitlang weiter. Der Großherzog wollte von seinem Wahne nicht lassen und, ergrimmt über den fortgesetzten Unglauben des Kardinals, den er wie eine persönliche Kränkung auffaßte, forderte er dessen Anwesenheit bei der Entbindung, die er für nahe bevorstehend hielt. Ferdinand weigerte sich, zu kommen, weil es seinem brüderlichen Gehorsam nicht anstehe, in diesen Dingen mehr zu sehen als Seine Hoheit; wenn der Großherzog mit dem, was vorgehe, zufrieden sei, so habe er für seine Person keine Einwände zu erheben. Während die Korrespondenz zwischen den Brüdern immer gereizter wurde, übertraf Bianca sich selbst an Feinheit: sie, die der Gegenstand des Zwistes war, nahm nicht nur keinen Teil daran, sondern gab noch fortdauernd dem Schwager Zeichen ihres Wohlwollens, als ob

alles beim alten wäre. Ihr freundschaftlicher Briefwechsel, wobei sie ihn von allen Symptomen ihres Zustandes, den günstigen wie den ungünstigen, aufs eingehendste unterhielt, kam während der ganzen Zeit nicht einen Augenblick ins Stocken. In diesen Briefen, die immer auf der Grenze zwischen höchster Liebenswürdigkeit und Bosheit hingaukeln, ist uns die ganze Bianca, wie sie leibte und lebte, erhalten. Man meint das reizende Lächeln voll geheimer Perfidie zu sehen, wie es Angelo Bronzino auf ihrem Jugendbildnis in den Uffizien angedeutet hat. So wenn sie eines Tages dem Kardinal für seine Glückwünsche zu der frohen Aussicht dankt und dann maliziöserweise fortfährt: „Nicht, daß mir dies etwas Neues wäre, denn ich weiß ja, wie sehr Eure Herrlichkeit Grund hat, diesem Hause einen Erben zu wünschen und besonders einen von meinem Blut, die ich als Deren getreueste Dienerin ganz nur für Eure Herrlichkeit lebe und Derselben für ebensoviel Liebe zu danken habe. Wenn also die Dinge durch die Gnade Gottes eine günstige Wendung nehmen, so darf ich hoffen, gegen Mitte Dezembers am Ziele zu sein. Sollte es aber anders gehen ... so wäre es immer einer meiner größten Schmerzen, an den Kummer zu denken, den ich Eurer Herrlichkeit durch diese Enttäuschung bereitet hätte."

Sechs Monate lang wußte sie das Blendwerk aufrecht zu erhalten, wobei sich durch ihren starken Leibesumfang, das Anzeichen beginnender Wassersucht, auch die Wissenschaft irreführen ließ. Aber sie war ganz von Spähern umstellt, und schließlich schöpfte der Großherzog selbst Verdacht und ließ die geheimen Zugänge ihres Gemaches vermauern. Da erkannte Bianca, daß ihr Projekt undurchführbar war, und ließ nach und nach die Illusion zerrinnen. Im März 1587 kündigte sie endlich dem Kardinal das definitive Fehlschlagen ihrer Hoffnung an.

Indessen hatte der Bruderzwist bereits aufs neue seine bösen Früchte gezeitigt. Sixtus V. wies alle von dem Großherzog vorgeschlagenen Kandidaten für den bevorstehenden Kardinalsschub zurück und begünstigte die Kandidaten seiner Gegner. So verlor Toskana seinen Einfluß im heiligen Kollegium, und Ferdinand selber, dem doch Sixtus seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zumeist verdankte, fühlte den unsicheren Boden des Vatikans unter sich wanken. Es blieb ihm nichts übrig, als sich ein zweites Mal an die bewährte Friedensstifterin zu wenden, damit sie den schädlichen Hader beilege.

Nichts konnte Bianca willkommener sein. Nach dem fehlgeschlagenen Versuch der Kindes-

unterschiebung war es für sie das geratenste, den legitimen Thronerben für sich zu gewinnen. Sie säumte nicht, ihre Künste spielen zu lassen, und in ihrem Antwortschreiben konnte sie dem Kardinal bereits melden, daß die Stimmung des Großherzogs gegen ihn sich merklich gebessert habe. Unterdessen hatte sie den Erzbischof von Florenz, der großen Einfluß auf ihren Gatten besaß und zugleich ihrem Schwager aufs wärmste ergeben war, ins Vertrauen gezogen. Dieser führte dem Großherzog Ferdinands stetes Bemühen um die Größe des Hauses vor Augen und zeigte ihm, daß der Ursprung allen Zwistes in den Zwischenträgereien der übereifrigen Kämmerlinge zu suchen sei. Als der Boden bereitet war, kam Bianca dazwischen und wußte Ferdinands Annäherungsversuch mit solcher Wärme vorzubringen, daß der Großherzog schmolz und dem Bruder die Arme wieder zu öffnen versprach. Bianca selbst wurde mit der Friedensbotschaft betraut, und die beträchtliche Geldsumme, die dieselbe begleitete, verbürgte dem stets in Nöten befindlichen Kardinal die Echtheit der brüderlichen Gesinnung.

So war Bianca abermals vor dem Schwager als Taube mit dem Oelblatt erschienen, und der neubefestigte Bund übte schnell seine Rückwirkung

im Vatikan. Sixtus floß über von Bewunderung für Biancas Geschicklichkeit und nannte die Aussöhnung der mediceischen Brüder ein politisches Meisterstück. Die feine Venezianerin hatte es ihm seit lange angetan, wiederholt hatte er sie am Werke gesehen, und aus dem Briefwechsel, den er mit ihr führte, kannte er ihren Scharfblick und Herrschertakt. Ohnehin liebte er die kühnen Emporkömmlinge, dieser Papst, der selbst in jungen Jahren die Schafe gehütet hatte. Zum Zeichen seiner besonderen Zuneigung hatte er ihr schon im Vorjahr die goldene Rose übersandt*). Jetzt wünschte er sie persönlich kennen zu lernen. Eine geplante Reise nach Padua, wo er dem heiligen Antonius für den bei der Unterdrückung des Banditenwesens geleisteten Beistand danken wollte, mußte ihm dazu den Vorwand geben. Alle Fürsten, deren Gebiet er zu passieren hatte, beeiferten sich, ihm ihre Gastfreundschaft anzubieten, doch Sixtus sagte seinen Besuch nur dem toskanischen Hofe zu. Bianca rüstete ihm den festlichsten Empfang, aber diesen Triumph zu

*) Daß die Tugendrose bei der Ueberbringung durch den Nuntius in den Straßenschmutz gefallen und zerbrochen war, gewährte den ergrimmten Florentinern ein inniges Vergnügen.

feiern war ihr nicht mehr gegönnt. Die Eifersucht der anderen Höfe nötigte den Papst, die Reise zu verschieben, und bevor er den Plan wieder aufnehmen konnte, hatte ein unerwartetes Geschick das großherzogliche Paar hinweggerafft.

In der alten, auf einem Ausläufer des Monte Albano gelegenen Mediceervilla von Poggio a Cajano spielte der letzte Akt des bewegten Dramas. Als Siegel auf den neubeschworenen Bund hatte Francesco einen Besuch seines Bruders gefordert, den dieser im April versprach, aber Geschäfte halber auf den Herbst verschob. Mitte September siedelte der Hof zur Villegiatur nach Poggio a Cajano über, und wenige Tage später traf auch der Kardinal mit seinem Gefolge dort ein. Durch eine herzliche Aussprache zwischen den Brüdern wurde auch der letzte Schatten hinweggefegt. Bianca ihrerseits tat, was sie nur vermochte, um den Kardinal zu feiern und zu unterhalten. Dort an den lieblichen, von Lorenzo il Magnifico und Polizian im Wettstreit besungenen Ombroneufern, wo noch die holden Gestalten ihrer Dichtungen umgingen, entfaltete sich nun mit einem Male unter Biancas Zauberstab ein ungewohntes festlich lautes Treiben. Aber mitten in den bunten Wechsel von Jagdpartien, musikalischen Aufführungen, ländlichen Tänzen

und Gelagen, die sie dem prachtliebenden Herrn mit verschwenderischem Glanz bereitete, trat unversehens ein dunkler Gast hinein.

Am 20. Oktober läuteten in Florenz alle Glocken zusammen und verkündeten, der Großherzog sei gestorben. Und noch desselben Tages traf aus Poggio a Cajano eine zweite überraschende Trauerkunde ein: die Cappello war binnen weniger Stunden ihrem Gatten im Tode nachgefolgt. Die beiden Todesfälle Schlag auf Schlag und gerade zu einer Zeit, wo die Familie nach langem Hader zum ersten Male wieder vereinigt war zu einem Freuden- und Versöhnungsfest, konnten nach allem Vorhergegangenen keiner natürlichen Ursache zugeschrieben werden. Die Phantasie der Menschen trat alsobald in Tätigkeit und verarbeitete die verdächtigen Umstände zu einem Roman im Stile der Borgia.

Die Cappello, so hieß es, habe den Schwager, in dem sie eine stete Gefahr erblickte, nur nach Poggio a Cajano gerufen, um sich seiner für immer zu entledigen. Bei einem gemeinsamen Mahle habe sie ihm eine von ihr selbst bereitete, mit starkem Gift versetzte Torte angeboten. Der Kardinal aber, durch einen mit wunderbaren Kräften ausgestatteten Karfunkel an seinem Finger gewarnt, sei auf der Hut gewesen und habe die

Schwägerin mit Komplimenten so lange hingehalten, bis der ahnungslose Großherzog mit den Worten: Wenn niemand den Anfang machen will, so tue ich's, die Torte zerschnitt und selbst ein Stück zum Munde führte. Bianca aber habe, da sie den Gatten essen sah und sich nicht verraten durfte, gleichfalls zugegriffen und ein Stück von der vergifteten Torte gegessen, um den Großherzog nicht zu überleben. Der Großherzog, so fährt die Fabel fort, plauderte noch eine Zeitlang unbefangen weiter, bis sich bei den beiden heftige Leibschmerzen einstellten und sie genötigt wurden, sich zurückzuziehen. Sie legten sich zu Bett und warteten auf die Aerzte und Medikamente, die ihnen der Kardinal zu schicken versprochen hatte. Dieser aber stellte sich, zwei gespannte Pistolen in der Hand, mit seinen Dienern vor der Türe auf und ließ niemand in das Gemach der Kranken. Wie auch die beiden rufen und jammern mochten, keine Hilfe fand zu ihnen den Weg, sie endigten allein, von aller Welt verlassen, in der kläglichsten Weise ihr Leben.

Diese Erfindung, verschieden variiert und allmählich der märchenhaften Zutat entkleidet — der rettende Karfunkel wurde in aufgeklärteren Zeiten durch eine Warnung des Kochs ersetzt — hat sich lang an Stelle der Geschichte behauptet

und hat die Gestalt der Bianca Cappello auch für die Nachwelt mit dem dämonischen Nimbus umgeben, in dem sie ihren Untertanen zu Lebzeiten erschienen war. Es lag ja nichts darin, das den Traditionen der Familie widersprochen hätte. Von alters her war im Hause Medici „der Gruß des Mordes gewisse Losung". Noch gedachte man in Florenz der schrecklichen Tat des Don Pietro, der im Jahre 1576 seine Gattin und Cousine, die liebreizende Eleonora von Toledo, nach der Villa Cafaggiolo im Mugello gelockt hatte, um sie zu erdolchen, und ebenso unvergessen war das grausige Ende der schönen Donna Isabella de' Medici, die um die gleiche Zeit in Cerreto Guidi von ihrem Gemahl Paolo Giordano Orsini inmitten einer Umarmung erdrosselt worden war. In beiden Fällen hatte Francesco, der so groß war im Zulassen von Mordtaten, wenn er auch selber die Hände rein hielt, für den Mitwisser gegolten und die Täter mit seinem Ansehen gedeckt. Gar nicht zu reden von dem freilich sagenhaften Massenmord, mit dem sein Vater Cosimo in der eigenen Familie gewütet haben sollte. Von der Cappello versah man sich ohnehin jeder Schandtat, daß aber auch der Liebling der Florentiner, ihr „Don Ernando", der unter den mediceischen Großherzögen den reinsten Namen hinterlassen

hat, nicht vom Verdacht verschont wurde, beweist nur, an was man sich bei dieser Familie gewöhnt hatte. — Eine andere Ueberlieferung, die aus der nächsten Umgebung des Hofes stammt, trägt die Farben sogar noch düsterer auf, indem sie den armen Ferdinand nach dem Tode des Großherzogs geradezu zum Henker seiner Schwägerin werden läßt.

Nachdem, so lautet diese Version, die Bianca sich vom Schmerz überwältigt niedergelegt hatte, wurde ihr ein Mittel übersandt mit dem Bedeuten, es zu ihrer Stärkung einzunehmen. Da sie sich weigerte, erhielt der Ueberbringer den Befehl, es ihr mit Gewalt beizubringen oder sie zu erdrosseln. Daher jene, die den Wink verstand, aus der Notwendigkeit eine Tugend machte und schnell das Fläschlein leerte, um ungesäumt in den ewigen Schlummer einzugehen.

Es half nichts, daß die Geschichtsschreibung wieder und wieder gegen diese Fabeln protestierte. Die Giftphiole hat sich mit dem Namen Bianca Cappello unauflöslich verbunden. Ueber Poggio a Cajano schwebt das Bild der Giftmischerin in unheimlich phosphoreszierendem Lichte, es hat die holde Nymphe Ambra mit all den anderen Erinnerungen einer edleren Zeit von dort vertrieben. Und doch besteht nicht der geringste Zweifel

darüber, daß Francesco de' Medici und Bianca Cappello eines natürlichen Todes gestorben sind; der wahre Hergang, den zahlreiche Dokumente übereinstimmend beglaubigen, steht bis in die kleinsten Einzelheiten fest.

Am Morgen des 6. Oktobers nach einer anstrengenden Jagdpartie fühlte der Großherzog sich mit einem Mal verstimmt und müde. Durch fortgesetzten übermäßigen Genuß von Schwämmen hatte er sich eine schwere Indigestion zugezogen. Er schenkte der Unpäßlichkeit keine Beachtung und setzte seine Geschäfte und aufreibenden Vergnügungen noch zwei Tage fort, ohne irgend welche Vorsicht zu beobachten. Am Abend des 8. mußte er sich mit Fieber legen, das in den nächsten Tagen erheblich zunahm. Eine unsinnige Lebensweise hatte seit lange der Katastrophe vorgearbeitet. Er war gewohnt, sehr scharf gewürzte Speisen und große Mengen aufreizender Getränke zu sich zu nehmen und die dadurch bewirkte innere Hitze durch unmäßigen Genuß von Eis und Schnee zu kühlen. Auch in der Krankheit aß und trank er durcheinander, was ihm einfiel, und wollte sich keinen ärztlichen Verordnungen fügen. Am ersten Tag konnte ihn Bianca noch pflegen und mit der großen Macht, die sie über ihn ausübte, seine Extravaganzen

im Zaume halten. Aber schon in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober warfen Anstrengung und Gemütsbewegung auch sie aufs Krankenlager. Die Malaria mochte mitwirken: Poggio a Cajano war damals noch stellenweise sumpfig, und durch seine großen, erst neuerlich angelegten Reispflanzungen hatte Francesco die Luft noch mehr verschlechtert, denn an hygienische Rücksichten dachte man damals nicht. Biancas Platz am Krankenbette des Großherzogs nahm jetzt die Bentivoglio ein, aber diese besaß weder die Geschicklichkeit, noch den Einfluß der Mutter und konnte beim besten Willen den eigensinnigen Patienten nicht zur Vernunft bringen. In seinem zerrütteten Organismus nahm die Krankheit einen tumultuarischen Verlauf, dem er selbst durch verkehrtes Medizinieren und fortgesetzte Diätfehler nachhalf. Am 18. trat noch eine vorübergehende Besserung ein, aber es war nur eine kurze Pause vor dem letzten Sturm. Dann kehrte das Fieber mit vermehrter Wut zurück, die Schmerzen verbreiteten sich über den ganzen Körper, Traubenblätter, die er sich zur Kühlung auf den Rücken legen ließ, dorrten sogleich wie am Feuer, er glaubte innerlich zu verbrennen. Da fühlte Francesco, daß es mit ihm zu Ende ging. Er verlangte zu beichten, schickte dann nach seinem Bruder, über-

gab ihm die Schlüssel zur Schatzkammer und zu den Festungen und legte ihm das Geschick seiner Angehörigen — und seltsam genug, vor allem das des Don Antonio! — ans Herz. Gleich darauf begann ein schrecklicher Todeskampf, der noch volle vierzehn Stunden währte, bis Francesco de' Medici endlich am Abend des 19. Oktober, vier Stunden nach Sonnenuntergang, den Geist aufgab.

Während der Großherzog mit dem Tode rang und man sein Brüllen und Stöhnen viele Gemächer weit hörte, ging auch Bianca im Nebenzimmer rasch der Auflösung entgegen. Sie hatte sich im Anfang ihrer Krankheit mit der Hoffnung getröstet, bald ihren Platz am Krankenbette des Gatten wieder einnehmen zu können. Aber die jähe Verschlimmerung im Befinden des Großherzogs übte einen solchen Rückschlag auf ihr eigenes, daß sie sich nicht mehr erholte. Sie hatte keine Kraft mehr zuzusetzen, denn ihr Körper war ebenso wie der des Großherzogs von langer Zeit her durch Unordnungen aller Art und besonders durch die unglückselige Kurpfuscherei zerrüttet. Die Seelenpein wirkte noch zerstörender als das körperliche Leiden. Zu der Furcht, den Gatten zu verlieren, gesellte sich das Schreckbild ihrer eigenen Zukunft. Rings um sich her erblickte sie nur ver-

hohlene Feindschaft oder niedrigen Eigennutz, der schnell genug die Fahne nach dem Winde drehen würde. Unfähig, sich zu erheben und den Mann zu pflegen, an dem ihr Dasein hing, unfähig, seine letzten Handlungen und Verfügungen zu beeinflussen, sah sie in stummer Verzweiflung das künstliche Gebäude ihres Lebens zusammenbrechen. Sie konnte nicht einmal vom Bette aus einen Schritt zu Gunsten Don Antonios unternehmen, denn die Nähe des Kardinals band ihr die Hände. Heimlich wandte sie sich an den Papst als den einzigen aufrichtigen Freund, den sie hatte. Sie ließ ihm schreiben, daß, wenn dem Großherzog etwas zustoßen sollte, ihre Person in großer Gefahr sei, worauf der Papst ihr die Zusage gab, über ihre Sicherheit wachen zu wollen und, falls es not täte, sie zu sich nach Rom zu nehmen.

Am 19. wurde auch ihr Zustand hoffnungslos. Dem Mönch, der ihr die Sakramente reichte, trug sie noch weinend auf, ihrem Gatten zu sagen, daß ihre Krankheit durch die seinige verursacht worden und daß sie ihm stets eine treue und zärtlich liebende Gattin gewesen sei. Ferdinand, der sie aufs schonendste behandelte, hatte befohlen, ihr den Tod des Großherzogs zu verheimlichen; er selber besuchte sie noch in der Nacht und sprach

ihr tröstend zu, bevor er sich mit allem Gefolge nach Florenz begab, um dort die Regierung zu übernehmen. Aber dieser plötzliche Aufbruch selbst, die bestürzten Gesichter ihrer Umgebung und mehr als alles die im Nebenzimmer eingetretene Stille ließen sie ahnen, was geschehen war. — In der Villa von Poggio a Cajano befindet sich ein kleines Gelaß zu ebener Erde, das als „das Zimmer der Bianca Cappello" bezeichnet wird. Dasselbe ist durch eine schöne, mit Ornamenten aus Vögeln und Laubwerk reich geschmückte Steintreppe mit den oberen Wohnräumen verbunden. Zu dieser Treppe ließen die Aerzte am Morgen des 20. Oktober den Leichnam Francescos herabtragen, um, unbemerkt von der Großherzogin, unten in dem kleinen Gelaß die Leichenöffnung vorzunehmen. Beim Geräusch, das durch die Wegbringung entstand, mußte bei Bianca der letzte Zweifel schwinden. Nach einem vorhandenen Bericht soll sie noch einen tiefen Seufzer ausgestoßen und zwischen den Zähnen gemurmelt haben: Jetzt bleibt nichts übrig, als daß auch ich mit meinem Herrn sterbe. Um neun Uhr Morgens war sie verschieden. Es wird erzählt, daß Bianca oftmals in gesunden Tagen geäußert habe, zwischen des Großherzogs Tode und dem ihrigen dürften nur

Stunden, keine Tage vergehen. Sterbend hat sie diese Worte wahr gemacht: wie sie nur einen Tag nach ihm erkrankt war, so lagen auch zwischen seinem Ende und dem ihrigen nicht mehr als elf Stunden. Sie war keine vollen vierzig Jahre alt geworden.

In dem kleinen Gelaß zu ebener Erde, dem ihr Name verblieben ist, wurde noch am selben Tag auch Biancas Leiche geöffnet und zwar auf Ferdinands Verfügung mit der größtmöglichen Oeffentlichkeit, in Gegenwart ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes. Das unerwartet rasche Ende Biancas gab ihm diese Vorsichtsmaßregel ein; hatte doch der wohlwollende Sixtus ihm längst gesagt, wenn einmal seine Schwägerin mit Tod abgehen sollte, so dürfe er sich auf ein häßliches Gerede gefaßt machen.

Nach dem Sektionsbefund hatte der Großherzog kaum ein gesundes inneres Organ und wäre auch ohne diese Indigestion dem Tode verfallen gewesen. Biancas Organismus war gleichfalls im übelsten Zustand und wies noch zudem die vorgeschrittene Wassersucht auf, die ihren Leib von Zeit zu Zeit geschwellt und dem Großherzog die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches vorgespiegelt hatte.

Der toten Bianca widerfuhr, was die lebende

mit all ihrem diplomatischen Genie nicht von sich abzuwenden vermocht hätte. Kaum war der neue Herrscher, der soeben mit freundlichen und tröstlichen Worten ihr Sterbebett verlassen hatte, im Pitti eingerichtet, als er seine Gesinnung gegen sie völlig änderte. Zwar wurde ihre Leiche noch mit demselben Gepränge wie die des verstorbenen Großherzogs nach Florenz gebracht und auf dem nämlichen Katafalk in der Kapelle von San Lorenzo aufgebahrt. Aber während dieses vorging, trat der Umschwung ein. Auf die Frage, ob sie mit der Krone auszustellen sei, antwortete Ferdinand unwirsch: Sie hat sie lange genug getragen — und als man ihn um Weisung anging, wo sie bestattet werden solle, antwortete er kurz: „Wo ihr wollt, nur nicht bei den Unsrigen."

Da beeilte man sich, die Leiche der Cappello von dem großherzoglichen Katafalk herabzunehmen und sie ganz in der Stille abseits in einem Winkel des Souterrains von San Lorenzo zu begraben, wo die Stelle nicht mehr aufzufinden ist, so daß das Gerücht entstehen konnte, daß sie schimpflich ins Massengrab geworfen worden sei. In solchen Erfindungen kühlten die Florentiner ihren Haß an der Toten. Aber auch die Venezianer verleugneten die Tochter von San Marco in ihrem namenlosen Grabe, und aus Liebedienerei

gegen den neuen Souverän verboten sie der Familie, um die Verstorbene Trauer anzulegen.

Auch noch gegen ihr Andenken wütete der neue Großherzog eine Zeitlang fort, indem er ihre Wappen von den öffentlichen Gebäuden, wo sie neben denen der Medici prangten, herabnehmen und durch die Johannas von Oesterreich ersetzen ließ. Der alte Haß war wieder aufgeflammt, sobald der beredte Mund der Zauberin verstummt war und nur noch ihre Taten redeten. Aber welche waren die Taten, die so vernichtend gegen sie zeugten? Man nimmt gemeinhin an, die Höflinge und Kreaturen des verstorbenen Großherzogs hätten im Eifer, sich die Gunst des neuen Herrschers zu sichern und um ihre früheren schlechten Dienste in Vergessenheit zu bringen, alle Schuld auf die nunmehr wehrlose Frau geworfen und durch ihre von allen Seiten unterstützten Anklagen diesen Sturm entfacht. Schwerlich geschieht den Herren mit einer solchen Vermutung großes Unrecht. Indessen muß Ferdinand beim Einzug in seine Residenz doch noch einen triftigeren Grund zum Hasse gegen die Schwägerin vorgefunden haben als nur das Gerede der Hofschranzen. Es lag dort seit dem Jahre 1582 ein Testament seines Bruders, worin dieser unter dem Einfluß Biancas den Don Antonio zum Nachfolger und

Universalerben erklärt hatte. Das Vorhandensein dieses Testamentes, dessen Vollstreckung sie ebensowenig durchsetzen, wie sie vom Kardinal dafür Verzeihung hoffen konnte, muß es vor allem gewesen sein, was Biancas letzte Lebensstunden beunruhigte. In einem öffentlichen Erlaß protestierte der Kardinal-Großherzog wütend gegen den verübten Betrug und nannte dessen Urheberin die „nichtswürdige Bianca". —

Allein diese merkwürdige Frau erhielt auch noch im Tode den Widerstreit zwischen Zu- und Abneigung wach. Es dauerte nicht lange, so schämte sich Ferdinand seines Rachekriegs gegen einen Leichnam und nahm seine harten Maßregeln wieder zurück. Die fortgesetzten Anschwärzungen ihres Namens mochten auf sein feines Gemüt die gegenteilige Wirkung geübt haben. Um seine Uebereilung gut zu machen, erkannte er den verstoßenen Don Antonio wieder als seinen Neffen und echten Medici an. Die wunderliche Figur des Wechselbalgs schwamm wie ein Stück Kork nach allen Stürmen wieder oben. Ferdinand bestätigte ihn in seinen Gütern, sicherte ihm eine fürstliche Apanage und verschaffte ihm später die Stelle eines Großpriors von Malta. Auch Biancas Verwandte und ihre Diener wurden reichlich bedacht und ihr Testament in allen Punkten ausgeführt.

Nach allen vorhandenen Zeugnissen ist Bianca Cappello eine machtvolle Persönlichkeit gewesen. Ihre ausgeprägten Züge blicken uns noch aus den zahlreichen Briefen an, die sie hinterlassen hat: die graziöse Ueberlegenheit, der durchdringende Verstand, die lächelnde Tücke. Wie sie in voller Klarheit, weit über persönliche Empfindungen und Empfindlichkeiten wegblickend, ihre Ziele verfolgte und behauptete, so steht sie nicht als Heldin eines Liebesromans, sondern als eine politische Figur vor der Nachwelt. Von allen Seiten gefährdet, rings umgeben von Feinden und falschen Freunden, ohne andere Stütze als Francescos unheimlichen, ebenso schwachen wie gewaltsamen Charakter, gab es für sie nirgends Sicherheit als auf dem Throne; begreiflich, daß sie kein Mittel scheute, ihn zu ersteigen. Im Fürsten liebte und hegte sie das Werkzeug ihrer Rettung und ihres Triumphs, sie suchte seinen Nutzen und hielt ihm Treue; diese Gerechtigkeit lassen ihr auch die gehässigsten Zeugen widerfahren. Seinen Kindern war sie eine wachsame und wohlgesinnte zweite Mutter. Allein es fehlt ihrem Wesen der höhere Zug, der über die skrupellosen Menschen der vorangegangenen Periode einen so versöhnenden Schimmer gießt. All ihre glänzenden Gaben dienten doch immer nur einem engen egoistischen

Zweck. Als Herrscherin hat sie ihrem darbenden Land nicht eine Wohltat hinterlassen. Die Kunst war für sie, wie für ihre ganze gealterte Zeit, nicht mehr der glühend gesuchte Ausdruck einer höheren Welt, sondern ein Luxus und äußerer Schmuck des Lebens. Wie sie selbst den Idealismus mit ihren Herzensillusionen begraben hatte, lockte sie auch aus den anderen nur die schlechten und niedrigen Eigenschaften hervor und gründete ihre Herrschaft auf die Schwächen und Laster ihrer Umgebung. Erscheinungen solcher Art sind die Schädlinge der Kultur, sie verderben in weitem Umkreis alles Gesunde. Bianca Cappello hat Francescos ganze Regierungszeit mit moralischem Gifte durchsetzt, und wenn auch die Torte von Poggio a Cajano ins Reich der Fabel gehört, so läßt sich der Volksmund doch nicht Lügen strafen, der die schöne, ränkevolle Venezianerin mit dem Namen einer Giftmischerin gezeichnet hat.





